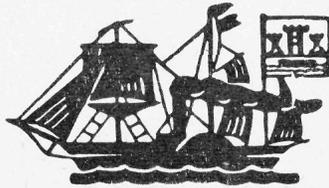


Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 E

Erscheint monatlich einmal an jedem 20. – Vierteljähriger Bezugspreis durch die Post 4,80 DM. – Zu beziehen durch alle Postanstalten. – Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. – Verlagsort: Oldenburg (Oldb)



Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 70 Pf., Familienanzeigen 50 Pf., Suchanzeigen 30 Pf. – Anzeigenschluß 10 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs- u. Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

123. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. Mai 1972

Nummer 5



Damals – in der Auguste-Viktoria-Schule

Wieder einmal ist es soweit, daß sich die Ehemaligen der Memeler Gymnasien treffen – diesmal bei Klaus Reuter im Frankfurter Palmengarten, hoffentlich recht zahlreich auch mit ihrem Nachwuchs. Es wird ein frohes Wiedersehen geben, viele Fragen – „Weißt du noch?“ – und viel zu erzählen. Und aus mancher Brief- und Handtasche werden Bilder wie dieses vorgekramt werden, das die Untersekunda der Auguste-Viktoria-Schule im Mai 1927 mit Studienrat Klein zeigt. Es sitzen vor uns (von hinten nach vorn und von links nach rechts) auf der linken Seite Rosa Columbus, Grete Greifenberger, Hilde Stumber, Rahel Eppel, Eva Schwanfeldt, Cilly Dorogow, Rosa Schumann und Gitta Berlowitz, auf der rechten Seite Ilse Poeppel, Irma Mordaß, Gerda von Morstein, Annelise Zinner, Liselotte Rhode, Ella Grops, Lina Silbermann, Marianne Hirschberger, Anita Huhn und Else Wilson.

Kirchliche Schützenhilfe für die Verträge

Natürlich war es eine Illusion, zu erwarten und zu hoffen, daß die „Kirche“, d. h. hier einzelne Kirchenführer, sich in den politischen Auseinandersetzungen um die Verträge von Moskau und Wauschau zurückhalten würde. Ihr einseitiges, nur zu bekanntes politisches Engagement mußte konsequent dazu führen, daß sie auch jetzt öffentlich Partei ergreifen – und natürlich Partei für die von der SPD und FDP vorgelegten „Gewaltverzichtsverträge“.

Anfangs sah es freilich etwas anders aus – zur Freude derer, die einer Politisierung der Kirche seit Jahr und Tag widersprochen haben, und damit der Degradierung der Kirche zu einer politischen Gruppe. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland beschloß am 20. März eine Erklärung. Darin lesen wir: „Es ist nicht Aufgabe der Kirche, in der notwendigen Auseinandersetzung der politischen Parteien über die Ratifizierungsfrage für oder gegen eine der beiden Seiten Stellung zu nehmen. Weder ist sie über die Voraussetzung besser unterrichtet, noch ist ihr Urteil fundierter als das der zur Entscheidung gerufenen Politiker... Die an den parlamentarischen Entscheidungen verantwortlichen Politiker (haben) ihrem persönlichen Gewissensurteil zu folgen.“ Die Politiker werden freilich „ermutigt“, den Weg der Versöhnung mit unseren östlichen Nachbarn nach vorn zu gehen, aber es wird keine Aussage darüber gemacht, wie dieser „Weg der Versöhnung“ nun politisch auszusehen hat.

Nun ist sehr schnell Wasser in diesen Wein gegossen! Wie sollte es auch anders sein! 25 evangelische Kirchenführer (und prominente Laien) haben ein eindeutiges Ja zu den Verträgen gesagt – und damit die Autorität ihres Amtes, die nur für die Verkündigung des Evangeliums gegeben ist und gilt, einer ganz bestimmten politischen Friedenskonzeption zu ihrer Durchsetzung in dem gegenwärtigen politischen Ringen zur Verfügung gestellt. Sie geben zwar zu, daß auch das Ja zu den Verträgen ein gewisses Risiko einschließt, auch, daß die Verträge nicht die allerbesten sind. Aber dennoch sagen sie Ja, weil die Ablehnung nach ihrer Meinung ein größeres politisches Risiko bedeutet.

Nun, die persönliche politische Ansicht dieser „25“ in Ehren. Aber können und dürfen sie, die Kirchenführer unter ihnen, diese mit der Autorität ihres hohen Amtes decken und damit die Kirche in die gegenwärtigen politischen Auseinandersetzungen so einschalten? Natürlich begrüßen diese Erklärung SPD und FDP, die in ihrer augenblicklichen Lage nach jedweder Schützenhilfe begierig greifen, was ihnen nicht verübelt werden soll. Es ist freilich noch gar nicht lange her, da hat die Kirche erklärt: „Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne die Kirche in menschlicher Selbstherrlichkeit das Wort und Werk des Herrn in den Dienst irgendwelcher eigenmächtig gewählter Wünsche, Zwecke und Pläne stellen.“ Das war in Barmen im Jahre 1934 – und einige von denen, die heute ihr politisches Ja zu den Verträgen veröffentlichen, waren in Barmen dabei!

Es ist freilich sehr bezeichnend, daß auch Mitglieder des Rates der Evangelischen

Kirche in Deutschland diese Erklärung der „25“ unterschrieben haben, wie z. B. Bischof D. Scharf, Landessuperintendent D. Viering, Präses i. R. D. Beckmann, Präses i. R. D. Wilm – und dazu Prof. Dr. Raiser, Präses der Synode der EKD. Ich meine nicht, daß diese Erklärung der „25“ ein guter Dienst in und an der Kirche ist. Aber das ist eigentlich eine selbstverständliche Konsequenz, wenn die Kirche im Raum der Politik tätig werden will, d. h. auf einem Gebiet, auf dem ihre Glieder, die Laien, in Freiheit und persönlicher Verantwortung vor Gott tätig zu werden verpflichtet sind – und sie sind dabei nicht an kirchliche Räte oder Denkschriften der Kirche gebunden.

Mann kann nur immer wieder fragen: Evangelische Kirche, wohin?

*

Schon bald nach der Unterzeichnung der Verträge im August bzw. Dezember 1970 hat der Vorstand der Gemeinschaft evangelischer Ostpreußen schon im Dezember 1970 eine „Erklärung an unsere evangelischen Landsleute“ veröffentlicht. Darin steht:

„Auch wir wollen Frieden, Versöhnung und Verständigung mit dem polnischen und auch mit dem russischen Volk. Wir bezweifeln aber sehr, daß es auf dem Wege der vorliegenden Verträge dazu kommen kann. **Aus einer Anerkennung von Gewalt und von Tatsachen, die durch Gewalt geschaffen wurden und auch nur durch Gewalt aufrecht erhalten werden, kann es nicht zum Frieden und zur Versöhnung kommen. ... Verträge, die nicht Rücksicht nehmen auf Menschen- und Völkerrecht und die ein Diktat darstellen, können keinen dauerhaften Frieden schaffen und ihn auch nicht fördern.**

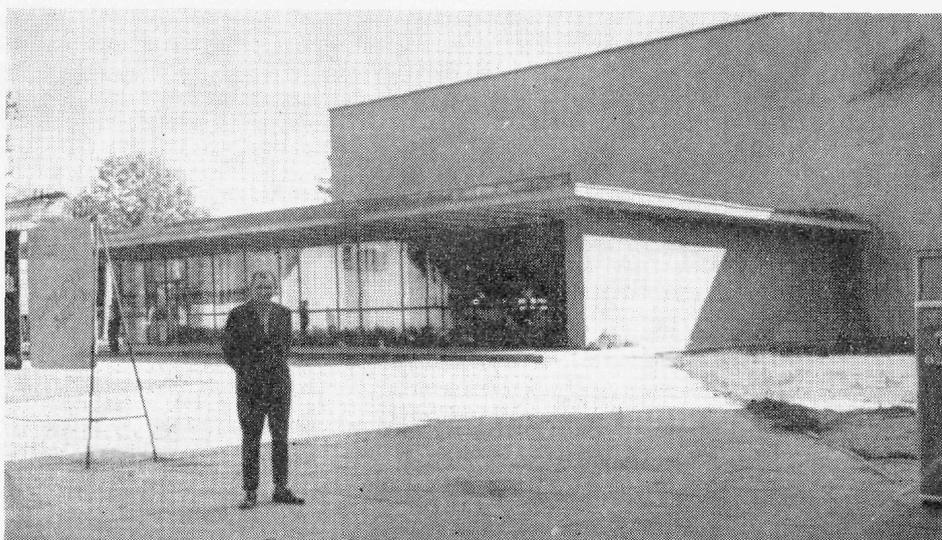
Wir aber wollen, daß aus dem Leiden der Völker Europas besonders in den letzten Jahrzehnten, an dem die Polen und wir Heimatvertriebenen einen sehr hohen Anteil haben, etwas Neues werde, **nämlich das geeinte Europa, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können – auch ohne Angst und Mißtrauen voreinander.**

Wir Heimatvertriebenen haben feierlich in der Charta im Jahre 1950 auf Rache und Vergeltung verzichtet und damit auch auf jegliche Anwendung von Gewalt. Wir wollen einen echten und wahren Frieden, der allein die Gewähr für eine Dauer hat. Deshalb muß am Anfang das freie und offene Gespräch der Menschen und der Völker stehen.“

Diese Erklärung vom Dezember 1970 ist nun durch den Schriftführer den Mitgliedern des Bundestages, soweit sie Vertriebene und Flüchtlinge sind bzw. aus den Vertriebungsgebieten stammen (es sind um 100), mit einem Anschreiben zugesandt worden. In diesem Anschreiben wird ausgeführt:

„Unsere evangelischen Vertriebenen sind wie nie zuvor von Verbitterung, Resignation und Radikalismus bedroht. Sie müssen das Gefühl haben, daß ihr feierlicher Verzicht auf Rache und Vergeltung ihnen nicht nur nichts eingebracht hat, sondern in steigendem Maße auch in der Bundesrepublik Kräfte hat wirksam werden lassen, die ihnen nun auch einen Verzicht auf ihre Menschenrechte zumuten, weil angeblich nur so Friede werden kann. Sie müssen außerdem feststellen, daß bis vor kurzem noch alle politischen Parteien, soweit sie im Bundestag vertreten waren, ihr Anliegen eines Friedens, der vom Recht ausgeht und von daher zu einem ausgewogenen Ausgleich zu kommen sucht, auf ihre Verantwortung genommen haben und den von den Sowjets propagierten und erstrebten „Frieden“, der von der völkerrechtlichen Anerkennung eindeutiger Völkerrechtsbrüche, wie Vertreibung und Annektion, ausgeht, bzw. diese einschließt, klar abgelehnt haben – nicht nur in Regierungserklärungen, sondern auch auf vielen Kundgebungen von Vertriebenen! Nun hören sie viele, auch einflußreiche Politiker, ganz anders reden und Argumentieren! Da sie als Flüchtlinge und Vertriebene im besonderen Maße Opfer der Gewalt geworden sind, können sie einen sog. Gewaltverzichtsvertrag, der die Anerkennung von durch Gewalt und Völkerrechtsbruch geschaffenen Realitäten einschließt, nicht als einen Weg, der zu Frieden und Versöhnung führen könnte, ansehen.“

Unsere Landsleute sollen von diesen Stellungnahmen wissen. Es sind immer noch einige in der Kirche da, die das politische Konzept der Ostdenkschrift als verheerend für eine echte Versöhnung und für einen wahren Frieden ansehen und die auch, allen Widerständen zum Trotz, das öffentlich zu sagen versuchen. **W. Marienfeld, Pir.**



Heydekrugs neues Lichtspielhaus

Ein modernes Lichtspieltheater wurde in der letzten Zeit in Heydekrug errichtet, das „Pamaryš“ (Haffstrand) genannt wurde.

Fast 2000 Memelländer beim Treffen in Hamburg

Bundesvorstand der AdM. richtete offenen Brief an alle Bundestagsabgeordnete Zustimmung zu Ostverträgen zu versagen

Das Haupttreffen der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise in Hamburg, dieses Mal am 7. Mai, wie immer bisher in der Festhalle von Planten un Blumen, hat über die Jahre hin seine eigene, unverwechselbare Note entwickelt und sie auch gehalten. Prädikat: Ausgezeichnet.

Viel Mühe und Fleiß haben Landsmann **Lepa**, seine nimmermüde Schwester und der 2. Vorsitzende der Gruppe Hamburg, Landsmann **Scherkus**, aufgewandt, um einen ausgewogenen und reibungslosen Verlauf zu gewährleisten. Zum Teil von weither waren die Gäste und Teilnehmer gekommen, etliche aus dem Stuttgarter Raum, andere aus Iserlohn und Hannover. Erfreulich war es anzusehen, wie der 2000 Personen fassende Raum, wenn auch dieses Mal nicht bis zum letzten Platz, sich allmählich füllte zu einem farbig-mosaikartigen Bild, die Frauen und jungen Mädchen in farbenfrohen Kleidern, mit viel Geschmack, attraktiv, modern: Bilder ähnlicher Art hat man einst im Kurhaus von Sandkrug, oder in den Kaffeegärten von Försterei, Schwarzort oder gar auf dem Rombinus gesehen. Die Memeler Weiblichkeit war schon immer, auch was die Kleidung betrifft, auf dem neuesten Stand.

Die Festpredigt in der Gnadenkirche hatte dieses Mal Pastor Weigelt von der Gemeinschaft der evangelischen Ostpreußen gehalten.

Der Ostpreußenchor leitete die Feierstunde mit dem „Präludium“ von Morgenstern ein. Karl Kulecki als Dirigent hat seinen Chor, wie eh und je, ausgezeichnet im Griff; die Intonation von „Ich hatt' einen Kameraden“ bei der Totenehrung — das war gekonnt! — Als Sopransolistin hatte sich Liselotte Hartwig zur Verfügung gestellt. Dieter Schories übernahm die Klavierbegleitung. Die ausnehmend blonde Margarete Bocknick sprach einfühlsam-ausdrucksvoll Verse von Fritz Auspieler. „So vieles schwand...“. Als gesangliches Paradestück brachte Karl Kulecki den Eingangschor aus der Kantate „Heimaterde“ von G. Neumann.

Zum Gedenken der Toten fand Landsmann **Elbe** Worte, die die Herzen bewegten. Sie, die Totenehrung, bildet immer ein Kernstück dieser Zusammenkünfte und ist alles andere als eine konventionelle Zeremonie, der man sich unterzieht weil es üblich ist; durch sie werden alle Anwürfe ad absurdum geführt, die unser Treffen als Nationalismus oder gar Revanchismus anzuprangern versuchen. Nicht Herrschaftsanspruch oder Vergeltungsdenken vermögen unsere Empfindungen zu bewegen, wenn wir Kontakt miteinander suchen. Es ist vielmehr das geistig-seelische und generationsverbundene, das echt menschliche Einvernehmen, das wir zu erhalten suchen, wozu das Gedenken an unsere Toten gehört, die wir in der Heimat-erde zurücklassen mußten und deren Gräber dem Verfall preisgegeben sind. Von allen Herzensimpulsen, allen immateriellen Anliegen ist es beinahe das wichtigste, wovon sich unsere Verbundenheit untereinander nährt. Das etwa war der Sinn.

Ein Blick in die Gegenwart

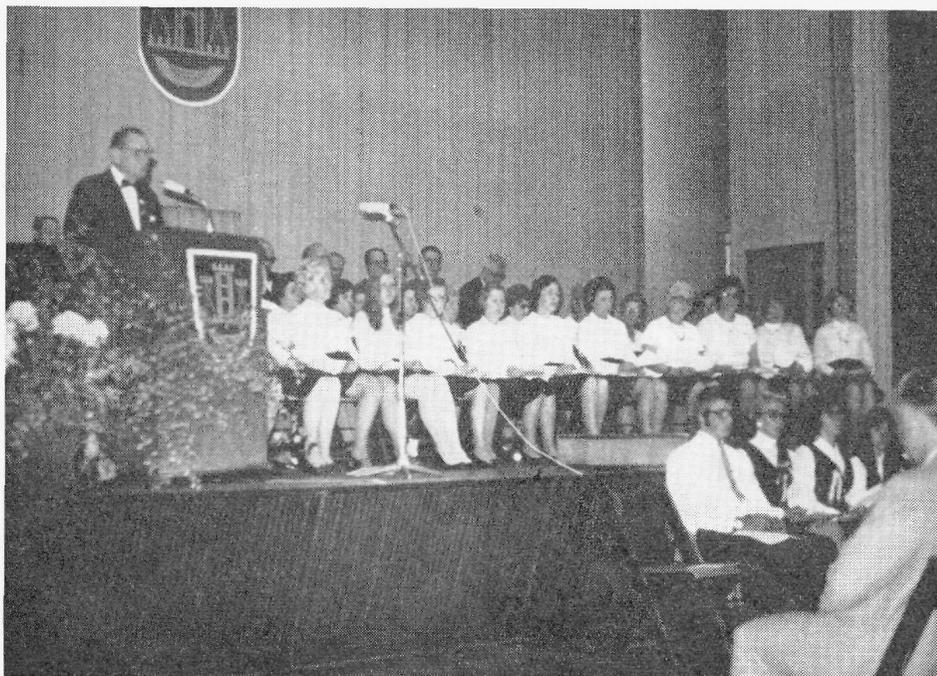
Als Hauptredner sprach der 1. Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise **Herbert Preuß**. Er stellte das brandaktuelle Thema der „Ostverträge“ in den Mittelpunkt seiner Ausführungen.

Sie alle haben in der letzten Zeit eine politische Auseinandersetzung miterlebt, die an Härte und Polemik nichts zu wünschen übrigließ und auch diejenigen beeindruckte, die allgemein dem politischen Geschehen nur geringes Interesse entgegenbringen. Aber politische Gleichgültigkeit führt zu einem bösen Erwachen! Bei der Betrachtung der Ereignisse aus letzter Zeit stellen wir fest, daß in der Diskussion um die Ostverträge eine Polarisierung erfolgte, die die Bürger dieses Landes in gute und böse Menschen klassifizierte. Soweit darf es in der politischen Auseinandersetzung nicht kommen.

Aber als freie Bürger eines freien Landes sagen wir ein freies und offenes Wort. Deswegen sind wir keine sogenannten Revanchisten, ewig Gestrige oder gar Befürworter von Gewalt. Im Gegenteil: Auf Gewalt und Rache haben die Vertriebenen bereits in ihrer Charta im Jahre 1950 verzichtet.

Was die Verträge von Moskau und Warschau betrifft, berühren diese unsere ureigensten Interessen, da wir direkt betroffen sind; sie bestimmen entscheidend die Zukunft des deutschen Volkes sowie die Weiterentwicklung des Zusammenschlusses der westeuropäischen Völker. Der Bundesvorstand der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise hat daher im März dieses Jahres einen offenen Brief an alle Bundestagsabgeordnete gerichtet und an sie appelliert, den Ostverträgen ihre Zustimmung zu versagen. Wir begründeten diesen Appell mit der Feststellung, daß durch die Erhebung von Demarkationslinien zu Staatsgrenzen sowie dem Anerkennung der durch das Grundgesetz erteilte Auftrag zur Wiedervereinigung Deutschlands in Frage gestellt wird. In den Verträgen ist die Grenzregelung so endgültig festgelegt, daß nach unserer Auffassung eine Änderung zum Zwecke der Wiedervereinigung nur unter kommunistischen Vorzeichen möglich erscheint. Dies kann jedoch niemals unser Bestreben sein.

Den Memelländern ist das Selbstbestimmungsrecht bereits nach dem 1. Weltkrieg vorenthalten worden; sie wurden, ohne daß sie sich dazu äußern durften, als Deutsche einer fremden Macht unterstellt. Das war die Ursache zu einem Volkstumskampf mit allen seinen unglückseligen Folgen. Wir sind der Meinung, daß das Selbstbestimmungsrecht ein unveräußerliches Recht eines jeden Volkes und eine tragende Säule jeder Freiheit-



Bei der Totenehrung gedachte Landsmann Elbe besonders der im vergangenen Jahr von uns gegangenen Landsleute.

lichen Demokratie ist. Auf dieses Recht sind wir nicht bereit zu verzichten.

Im weiteren Verlauf seiner Rede drückte Preuß seine Besorgnis darüber aus, die Sowjetunion könnte auf Grund der Verträge die Möglichkeit nützen, unter dem Begriff der friedlichen Koexistenz die kommunistische Weltrevolution in den freien Westen zu tragen. „Jedermann weiß“, sagte er, „daß die Sowjetunion die Verfechterin des Marxismus-Leninismus und damit der kommunistischen Weltrevolution ist. Alles Handeln der sowjetischen Regierung ist auf die Erreichung dieses strategischen Zieles ausgerichtet. Die Taktiken sind jedoch recht unterschiedlich und der augenblicklichen Lage an den einzelnen Brennpunkten der Welt angepaßt.“

Zum Beweis dieser These zitierte er Breschnew, der in einer Rede im Juni 1969 vor kommunistischen Arbeitern in Moskau sagte: „Friedliche Koexistenz schafft die allerbesten Bedingungen zum Aufbau einer neuen Gesellschaft in den sozialistischen Ländern und die Voraussetzungen zur Entwicklung einer revolutionären Freiheitsbewegung.“ Und in der Zeitung „Kommunist“ vom 18. November 1969 steht der Satz: „Die friedliche Koexistenz ist eine spezielle Form des Klassenkampfes in der internationalen Arena.“

Unter solchen Umständen kommen wir zu dem Schluß, fuhr Preuß nach weiteren Ausführungen dieses Themas fort, daß nur die Sowjetunion an diesen Verträgen interessiert sein kann, denn durch sie wird das ihr und der Volksrepublik Polen bis zu einem Friedensschluß zur Verwaltung überlassene deutsche Staatsgebiet in den kommunistischen Machtbereich endgültig einbezogen, und diese Tatsache verhilft der kommunistischen Ideologie zur leichteren Ausbreitung. Die zielstrebige sowjetische Weltpolitik erfährt dadurch ihre Krönung.

Die Zuhörer nahmen die Rede bei atemloser Stille mit angespannter Aufmerksamkeit auf und honorierten sie durch Beifall. Anzumerken wäre noch der Auftritt der Jugendgruppe Iserlohn außerhalb des gedruckten Programms, mit Flötenspiel und deklamatorischem Vortrag, der die Geschichte der Stadt Memel zum Inhalt hatte, von ihrer Gründung durch den Schwertbrüderorden

von Riga her, bis zu ihrem Ende. Memelländische Jugend traf sich auch nach Schluß der Feierstunde getrennt von der großen Versammlung, um unter Leitung von Landsmann **Stephanie** das Freizeitprogramm für den Sommer zu beraten. Auch konnte innerhalb der Festhalle von den Anwesenden eine Ausstellung von Heimatbildern besichtigt werden. pb.

Verwandtenbesuche aus der UdSSR

Die seit 7. 10. 1970 um das zehnfache erhöhte Visa-Gebühr von 400 Rubel gilt auch für das sowjetische Visum für eine befristete Ausreise zum Zwecke von Verwandtenbesuchen in der Bundesrepublik.

Für diese Paßgebühren und die nicht unerheblichen Reisekosten besteht mangels eines gesetzlichen Kostenträgers keine amtliche Erstattungsmöglichkeit in der Bundesrepublik.

Die Verwandten in der Bundesrepublik, die um Ausfertigung von Wysows zum Zwecke einer Besuchsreise bitten, müssen auf diese Zusammenhänge hingewiesen und gefragt werden, ob der Angehörige in der UdSSR über die erforderlichen finanziellen Mittel verfügt, um eine Besuchsreise durchzuführen. Dazu sollten sich die Kreisnachforschungsstellen Briefe der Angehörigen aus der UdSSR vorlegen lassen, aus denen hervorgeht, daß diese tatsächlich selbst eine Besuchsreise beabsichtigen und um Übersendung eines Besuchsreisewysows gebeten haben.

Eine solche Handhabung erscheint erforderlich, um unnötigen Verwaltungsaufwand für Wysow-Ausfertigungen und ausländerpolizeiliche Aufenthaltsgenehmigungen in den Fällen zu vermeiden, in denen ein solcher Aufwand lediglich auf den Wunsch des hiesigen Antragstellers zurückzuführen ist, ohne das dieser sich zuvor überzeugt hat, ob sein Angehöriger in der UdSSR eine solche Besuchsreise überhaupt selbst beabsichtigt und durchführen kann.

Bei diesen Überlegungen muß leider auch davon ausgegangen werden, daß die sowjetischen Verwaltungsstellen bei der Genehmigung von befristeten Besuchsreisanträgen immer noch äußerst zurückhaltend sind.

Kurznachrichten aus der Heimat

Vom Fischfang

Die „Tiesa“ berichtet von neuen Erfolgen der Fischereikolchose in Drawöhnen. Ohne Rücksicht auf die Eisverhältnisse im Kurischen Haff wurden immer wieder Fischzüge durchgeführt und das Monatsoll übererfüllt. Unter den namentlich aufgeführten Brigadeführern scheinen sich auch Memelländer (Tolischus und Lukeit) zu befinden.

*

Wie die „Tiesa“ aus Memel berichtet, wurde dort am 24. November das zweite Festival der Theater von fünf Hafenstädten des Baltikums eröffnet. Außer dem gastgebenden Memel traten Schauspielergruppen aus Königsberg, Libau, Pernau in Estland und vom Theater der baltischen Flotte auf. Es war auch eine Abordnung aus dem mit Memel verbrüdernten Debreczin in Ungarn erschienen. Dieses Festival fiel zeitlich mit der Feier zum 25jährigen Bestehen des sowjetischen Theaters in Memel zusammen. al.

*

Die „Tiesa“ berichtet von der Einführung einer Neuerung beim Fischfang. In Zukunft werden die vollen Netze nicht mehr gehievt und an Deck geleert werden müssen, sondern durch eine Pumpvorrichtung werden die Fische aus dem Netz an Deck geschafft werden. Hierdurch wird Zeit gespart werden. Diese bereits allseitig geprüfte Pumpe soll auf allen Fangschiffen eingeführt werden. al.

Bernstein vom Haffgrund

In einem Leserbrief eines Geologiekandidaten an die „Tiesa“ wird wieder einmal das Für und Wider der Bernsteingewinnung durch Förderung aus dem Boden behandelt. Nach der Ansicht des Verfassers ist das Bernsteinvorkommen im Memelland bedeutend geringer als im Gebiet von Königsberg. Im Nordteil des Kurischen Haffes bei Schwarzort wurde mit der Bernsteinförderung aus dem Haffgrund 1860 begonnen. Der Abbau in der sogenannten „Bernsteinbucht“ wurde bis 1883 fortgesetzt und ergab eine Jahresförderung von 1–1,5 Tonnen (nicht 540 Tonnen, wie ein anderer Schreiber behauptet hat!). Von 1883 bis 1899 wurde das Bernsteingraben mehr nördlich von Schwarzort mit Dampfbaggern betrieben. Es wurden im Jahr 70–80 Tonnen Bernstein guter Qualität gewonnen. Nach dem Beginn der Bernsteinförderung bei Palmnicken wurde die Gewinnung aus dem Haffgrund aufgegeben. Ein ermitteltes bernsteinführendes Gebiet von 3000 Hektar blieb unausgenutzt. Seine Lage ist gegenwärtig nicht genau bekannt.

Die gegenwärtigen geologischen Nachforschungen haben ergeben, daß im Kurischen Haff Bernstein auf einer Fläche von 190 Quadratkilometern vorkommt, und zwar in 4–15 Meter Tiefe, und in einer Menge von 50 bis 200 Gramm je Kubikmeter Boden. Die Förderung erscheint gewinnbringend. Gegen ihre Durchführung bestehen aber Bedenken wegen einer etwaigen Schädigung der Fischwirtschaft. Man befürchtet auch die Ablagerung des bei der Förderung aufgewählten Bodens in der Schiffahrtsrinne und sogar im Memeler Hafengebiet. Dem wird von anderer Seite mit dem Hinweis widersprochen, daß alljährlich die Fahrrinne ausgebaggert werde, ohne daß die Fischzucht gefährdet werde. Immerhin glaubt aber der Artikelschreiber, daß das über das Bernsteinvorkommen im Kurischen Haff vorliegende Material noch unvollständig sei und daß es weiterer Nachforschungen bedürfe. al.



Die Jugendgruppe Iserlohn bei ihrem mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag. Bilder (2) H. Görke

Lori-Ursel Kurschat

Es geschah im Mai

Es war am 1. Mai 1945. Unsere kleine Stadt in Mecklenburg hatte sich zum Einmarsch der Russen bereit gemacht. Vom Rathaus, von allen Häusern, ja fast aus jedem Fenster hingen die weißen Fahnen der Kapitulation. Es war sehr warm an diesem Tag. Aufgeregt standen die Frauen in den Türen und warteten. Sie erzählten sich die letzten Neuigkeiten. In einem Haus am Marktplatz hatte ein kleiner Pg. seine siebenköpfige Familie mit dem Hammer erschlagen. Er selbst hing vom Ofen herab und war schon kalt, als man ihn abschnitt. Aus den umliegenden Gutshöfen waren Selbstmorde gemeldet. Ich hatte Angst.

Es war Mai als die Russen kamen. Erinnerst du dich noch? Unsere Mitarbeiterin Lori-Ursel Kurschat hat aus der Mappe ihrer Erinnerungen diese Aufzeichnungen aus den ersten Tagen, Wochen, Monaten und Jahren nach der Kapitulation herausgesucht, weil allzu viele vergessen zu haben scheinen, wie es damals war.

Dann endlich – die Russen! Das Kettengerassel ihrer Panzer hatten wir die ganze Nacht über gehört. Wir waren schon ohne Licht gewesen, und ich hatte meine Feldpostbriefe verbrannt.

Vor dem Nachbargrundstück hatte sich die Freundin meiner Wirtin mit einem Eimer Himbeersaftwasser und Gläsern aufgestellt, um die einziehenden Soldaten der Roten Armee zu erquicken. Es war heiß gegen Mittag. Was dachte sich nur diese Frau?

Meine Wirtin, Frau Engelin, sagte zu mir, als wir beide an der Pumpe Wasser holten: „Ach, ich glaube, Sie übertreiben. Die Russen sind doch auch Menschen. Wir werden mit ihnen schon auskommen. Hauptsache dieser Krieg ist endlich zu Ende.“ Und dabei lächelte sie.

Ihr Mann hatte sich vor vierzehn Tagen von Berlin aus nach Hause durchgeschlagen. Und nun sollte der Friede beginnen.

Und dann waren sie auf einmal da – überall, in den Wohnungen und Geschäften. In der Hauptstraße standen LKW's und Panzer, und man war ihnen auf eine ganz besondere Art ausgeliefert. Tollpatschig und breit lächelnd stolperten sie in die Zimmer, wühlten in Schubladen, schlossen Schränke auf, nahmen Fotos in die Hände und redeten laut und in rauhen Tönen auf uns ein. Die meisten rochen nach Schnaps.

„Du, Matka, komm! sagte kurz ein ganz in Leder gekleideter Russe zu Frau Engelin, faßte sie beim Arm und zog sie ins Schlafzimmer. Sie hatte auf dem Sofa zwischen ihrem Mann und ihrem Vater gesessen, die beide wie angenagelt und ohne ein Wort sitzen blieben und sie hinter der Tür verschwinden sahen. Sie bat erst, bettelte, wehnte sich dann und sprang mit dem Mut der Verzweiflung durch das Fenster mitten in einen Haufen lachender Russen hinein, der wie eine Woge über ihr zusammenschlug.

Ja, die Russen sind auch Menschen.

Unser Haus sah langsam wie ein Kramladen aus. Im Keller wühlten Polen in Kisten und Koffern. Das Nachbarhaus mußte geräumt werden, und russische Pioniere wur-

den einquartiert. Die zwölf Frauen, die dieses Haus bevölkert hatten, ließ der dicke Kommissar in die Bodenkammer sperren. In der Nacht wurden sie dann einzeln und langsam nacheinander von einer russischen Sanitäterin ihm zugeführt...

Ich lag, die ältesten Kleider meiner Großmutter am Körper, unter dem Bett hinter Koffern versteckt. Meine kleine Tochter lag im Bett und rief alle Minuten: „Mutti, bist du da?“

„Pscht – sei still“, redete meine Mutter ihr zu. Sie stand mit meiner Großmutter an der Tür und hielt den Drücker fest, den wir mit einer Wäscheleine am Kleiderschrank festgebunden hatten, damit die Tür nicht zu schnell nachgab, denn sie wurde von der anderen Seite mit Stiefeln bearbeitet, und ein Messer fuhr in der Ritze auf und ab.

Der andere Tag wurde noch turbulenter. An Essen und Waschen oder sonst eine regelmäßige Arbeit dachte niemand. Man kam auch nicht dazu. Alle Augenblicke gingen die Türen auf. Plündernde Ausländer nahmen sich mit, was ihnen gefiel. Dazwischen erschienen Rotarmisten mit Maschinengewehrpistolen, die irgend etwas Unverständliches von einem haben wollten.

„Klutschka – klutschka!“ Und er hielt die Pistole auf meine Brust. Wer ahnte, daß er nur den Schlüssel zur Nachbarwohnung meinte. Ein schöner junger Mensch mit einem wilden Gesicht. Er hatte sich einen deutschen Offiziersdolch mit der Spitze nach vorn angehängt.

Und dann war wieder der dicke Kommissar vom Nachbarhaus da, ein pockenarbigiger Riese, total betrunken, der ausgerechnet von mir ein Glas Wasser gereicht haben wollte. Ich hielt das Glas in zitternder Hand, und er griff – und griff – immer daneben...

Und dann durfte man des Nachts nicht mehr die Türen verschließen. Immer waren Russen da. Ich mußte meine Wohnung im Stich lassen. Wir zogen zu meiner Großmutter in ein winziges Zimmer. Für vier Personen ein einziges Bett – aber es konnten doch immer nur zwei schlafen, da zwei an der Tür wachen mußten. Zwei Stühle und ein Tischchen waren das einzige Mobilar, aber wir konnten hier ungestörter leben.

Langsam begannen wir alles zu begreifen, und das war fast noch schlimmer als jene ersten Tage ohne Besinnung. Brot gab es keins. Wohl mußten die Bäcker für die Russen backen – aber für die Zivilisten reichte das Mehl nicht. In der Bäckerei wohnte der nächste Kommissar; er half, soviel er konnte. Von ihm bekam meine Großmutter ein Brot. Wir aßen das erste Russenbrot. Was würde nun werden? Würde es immer so weitergehen – dieses Ausgeliefertsein, dieses Bangen vor dem nächsten Tag? Wo mochte mein Mann sein? Man hätte viel Zeit zum Nachdenken.

Zwischendurch waren zwei Russen über den Zaun gestiegen und bedrängten die Nachbarin meiner Großmutter, die im achten Monat schwanger war. Der einzige Mann des Hauses holte den Kommissar, und dann gab es einen Streit zwischen den Russen. Der Rotarmist wollte seine Beute verteidigen und stach dem Kommissar sein Messer in die Hand. Eine Pistolenkugel streckte ihn auf der Stelle nieder. Der zweite Rotarmist wurde verhaftet. Dann wurde der

tote Russe abgeholt. Im Haus rührte sich nichts.

Mittags stand plötzlich meine Tante mit ihrem zehnjährigen Jungen in der Tür. Ihr Gesicht war geschwollen, und die Kleider unter ihrem Mantel waren zerfetzt. „Die Russen“, sagte sie nur, und meine Großmutter weinte.

Nun waren wir zu sechst im Zimmer. Wir aßen Kartoffeln und Salz und tranken Rübenkaffee. Milch vom Nachbarbauern bekamen wir nur vier Tage noch. Dann gab er keine mehr her.

Jeden Tag schien die Sonne, als hätte sich nichts verändert, und es war warm, wie man es sich im Mai wünscht. Und jeden Abend pünktlich um neun kam Iwan – ein einfacher Muschik. Er war viel beim Kommissar in der Bäckerei beschäftigt. Er klopfte an jede Tür ohne einzutreten und rief: „Matka, gott Nackt! – Gutt – sso?“

Einige Male brachte er noch einen Kameraden mit, der sich stöhnend gegen die Türen warf und Einlaß begehrte. Er hatte geschlitzte Augen und eine schwarze Fellmütze auf dem Kopf. Er schlug ein Fenster ein und stieg ins Haus – in unsere Hälfte. Eine junge, kleine, dicke Frau wurde sein Opfer, ehe der Kommissar kam und ihn abholte.

Der russische Kommandant wohnte jetzt in der Stadt. Er hatte sechs Wochen in seinem Befehlspanzer im Walde gehaust, weil er sich dort sicherer fühlte. Als er da war, wurde es besser. Endlich wurde es den Soldaten verboten, die Häuser zu betreten. Das erste Brot durfte für die Zivilisten gebacken werden, und es gab auch endlich einen deutschen Bürgermeister – es war der Lumpensammler des Städtchens.

Auf den alten Lebensmittelkarten wurde das Brot verteilt. In langen Schlangen standen die Frauen vor den drei Bäckereien. Die Russen spazierten auf und ab und musterten die Frauen. Das Brot reichte nicht. Es gab Unruhe und Geschimpfe. Als die Posten einige der Frauen verhafteten, löste sich die Schlange auf, und alle gingen still heim.

Ich zog wieder in meine Wohnung zurück. Meine Wirtin war auch wieder da. Sie hatte bei ihrer Schwiegermutter, die eine Kistenfabrik besaß, in einem Bretterstapel gehaust. Serbische Arbeiter hatten sie dort vor den Russen versteckt gehalten und ihr das Essen und Decken für die Nacht gebracht. Dann war das Wohnhaus für den MWD beschlagnahmt worden, und sie hatte ihr Versteck aufgeben müssen. Ihr Vater war Schneider und mußte viel für die Russen nähen. Wir hatten so ständig Russen im Haus, aber die größte Sorge war doch das Essen.

Im Garten kam das erste Gemüse, und Kartoffeln lagen reichlich im Keller. Fleisch und Fett gab es schon seit Wochen nicht. Die letzten Nahrungsmittel gingen zu Ende.

Und dann polterte es morgens um vier an meine Tür. Sechs Militärpolizisten in meinem Zimmer, und ich stehe im Nachthemd vor ihnen. Meine kleine Tochter schreit und fürchtet sich. Sie durchsucht alles, drehen sogar die Chaiselongue um, auf der wir schliefen. „Dein Mann“, fragt einer und deutet auf ein Bild. Ich kann nicht antworten, nur nicken.

Einer spielt mit meinem Armband und sagt langsam: „Uh – Mutter schlecht du! Malinki uaint! Bin ich so?“ Und er deutet mit seinen Händen an seinem Kopf Hörner an. Er meinte einen Teufel.

Als ich in die Küche komme, sitzt meine Wirtin im Mantel am Tisch und weint. Die

Russen hatten ihren Mann mitgenommen. „Du Offizier – komm mit!“ Ein Deutscher hatte Herrn Engelin bei der Kommandantur angezeigt.

„Schauen Sie, bitte, nach meiner Inge!“ Und sie geht aus der Küche – irgendwo hin.

Inge war ihre halbjährige Tochter. Mittags kam sie heim. Sie war beim Bürgermeister; der schmiß sie raus. Auf der Kommandantur zuckte man nur die Achseln. Sie lief noch einige Male zur Kommandantur. Man sagte ihr nichts. Es waren noch mehrere verhaftet: der Wachmeister, ein NSV-Mann, der Rektor der Schule, ein alter, unbeholfener Herr, den man im Kriege aus seiner Pensionierung geholt hatte.

Abends saßen wir in der Küche, und Frau Engelin weinte viel. Sie konnte es immer noch nicht begreifen, daß ihr Mann spurlos verschwunden sein sollte. Ihr Bauer gab ihr keine Milch mehr für Inge. Es war gefährlich, ihr zu helfen. Er wohnte nur zwei Häuser weiter. Zwei Pferde hatten die Russen schon bei ihm für ihr Heukommando beschlagnahmt. Meine Mutter arbeitete mit vierzehn anderen Frauen bei diesem Heukommando. Nach drei Tagen mußte sie aufhören. Der Kosak meinte es zu gut mit ihr.

Frau Engelin mußte sich bei der Kommandantur melden. Sie war im BDM gewesen. Nach ein paar Tagen erhielt sie vom Bürgermeister Nachricht, jeden Donnerstag auf dem Marktplatz vor der russischen Kommandantur Gras zu rupfen. Da rutschten sie den ganzen Tag auf den Knien, immer auf dem Kopfsteinpflaster, immer in der prallen Sonne, bewacht von sowjetischen Posten. Sie beschimpften die Frauen, und ihre Kolben saßen locker. Da war die Frau des letzten Nazi-Bürgermeisters, die Frau des Zahnarztes, junge Mädchen vom BDM, eine Nachrichtenhelferin.

Müde kam Frau Engelin heim, die Knie wund. Ich hatte ihr Abendbrot mitgekocht – Kartoffelklöße und eine Wassersoupe aus Zwiebeln. Das Brot war sehr feucht, und es gab nur ein Brot pro Kopf und Woche. Das war zu wenig. Aus dem Garten wurde uns das Gemüse gestohlen. Aber Milch gab es wieder ein wenig. Der Bauer war zugänglicher geworden, seit man ihm die besten beiden Kühe aus dem Stall geholt hatte.

„Ich fahre morgen zum Lager B. – meinen Mann suchen. Nehmen Sie Inge?“ Ich nickte, und dann gingen wir schlafen.

Ein Brot und gekochte Kartoffeln nahm sie auf die Wanderung mit. Nach fünf Tagen kam sie wieder – ohne jeden Erfolg. Russische Flintenweiber hatten ihr die Schuhe ausgezogen, und völlig verlaust war sie.

Ich wusch ihre Kleider mit – in Aschenlauge und Kartoffelwasser, wie es nun alle machten. Zu Mittag gab es schon wieder kleine Kartoffelklöße mit grünem Salat.

Meine Mutter arbeitete in der Kistenfabrik für die Russen. Alle waren jetzt für die Russen beschäftigt. Sie war froh darüber. „Da komme ich nicht soviel zum Nachdenken – und vor allem: ich brauche mir nicht jeden Tag den Kopf zu zerbrechen, was ich kochen muß.“

Ich saß am Fenster und stopfte. Drei LKW's fuhr vorbei – darauf die Gutsbesitzer verladen, meistens Frauen und Kinder. Die Männer saßen irgendwo in Kriegsgefangenschaft. Später hörte man, sie wären nach Thüringen in ein Lager gekommen, und es wäre verboten, sie jemals wieder in ihre Heimatgemeinden aufzunehmen.

Ich war jetzt viel allein. Bauer Jakob hatte mir zum Winter einen Zentner Roggen und zehn Zentner Kartoffeln verkauft. Wir würden nicht verhungern. Den Roggen schob

ich auf einem Karren zur Mühle. Im Wald hatte ich eine Brombeerstelle entdeckt. Ein kleines Glas mit Brombeermarmelade war das Ergebnis. Für meine Tochter zum Winter – dachte ich. Nach einiger Zeit war das Glas fort. Es stand leer auf dem Schrank im Flur. Jemand hatte die Marmelade gestohlen – jemand aus dem Hause.

Ich stand am Schrank. Ich schaute auf meine von den Brombeerranken noch zerkratzen Beine – und dann weinte ich fassungslos.

Zu Weihnachten holte ich ein kleines Tannenbäumchen. Frau Engelin hatte mir einen Apfel gegeben, den ich meiner Tochter unter den Baum legte. „Mutti, schau,

nat sogar 100 Gramm Fleisch. Der Hunger war schlimm. Wir wurden alle gegen Typhus geimpft. Meine Mutter wurde schlapp. Sie arbeitete jetzt zehn Stunden beim Kistenstapeln, um in den Genuß der Zusatzrationen zu kommen: zwei Pfund Fisch, ein Pfund Schmalz, ein halbes Pfund Zucker und drei Pfund Weizenmehl gaben die Russen für die Überstunden. Das Weizenmehl brauchte ich nötig. Wir erkrankten alle drei leicht an Typhus. Ich kochte Wassersuppen mit Weizenmehl, und wir kamen langsam wieder auf die Beine,

Und dann gab es einmal 25 Gramm Marmelade, herrliche Marmelade! Als ich sie abends meiner Mutter zeigen wollte, war der Teller leer. Meine Tochter hatte sie ausgespascht – die ganzen 75 Gramm. Ich verprügelte sie. Zuvor hatte sie einmal 50 Gramm Margarine heimlich gegessen. Meine Mutter beschimpfte mich und gestand, sie nähme sich heimlich jeden Morgen zwei Scheiben Brot mehr als ihr zustanden. „Ich habe doch immer solchen Hunger“, sagte sie verzweifelt. Ich antwortete nichts und ging hinaus. Meine Großmutter erzählte mir, daß meine Kleine öfter nach Brotkrusten betteln kam. Meine Tochter brauchte dringend Schuhe. Unsere Wäsche ging von der scharfen Aschenlauge kaputt. Frau Engelin alte Kochtöpfe leckten – einer nach dem anderen. Wir kochten jetzt zwei Familien in meinen beiden Töpfen. Auch Putzlumpen hatten wir keine mehr. Niemand wollte etwas dazu zerschneiden.

In der Kistenfabrik wurde die Arbeit eingeschränkt; Frauen sollten entlassen werden. „Was wird dann aus uns“, fragte meine Mutter.

Es regnete, und meine Mutter ging abends mit zwei anderen Frauen Rüben klauen. Die Äcker gehörten zu dem Gut, das für die russische Kommandantur beschlagnahmt worden war. Es waren große Felder, von Militär bewacht.

Drei Abende wartete ich daheim im dunklen Zimmer. Wenn dann meine Mutter froh mit ihrer Beute ins Zimmer trat, wurden mir die Beine schwach, und ich mußte mir den Schweiß von Stirn und Oberlippe wischen. „Ihr wart so lange fort. Ich dachte schon –“, sagte ich ängstlich.

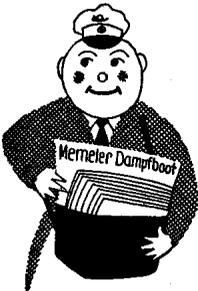
„Glaubst du, ich habe keine Angst“, fragte meine Mutter. „Morgen fahren wir mit dem Leiterwägelchen.“

„Ich komme mit“, sagte ich fest und ruhig.

Es regnete auch am nächsten Abend – leise und fein. Lieselotte und ich zogen den leeren Wagen. Als wir ankamen, standen am Waldrand schon zwei lange volle Säcke. Den dritten halfen wir füllen. Die Zuckerrüben saßen fest im zähen Lehmboden. Ich hörte nur mein Herz klopfen – ganz laut. Pfiffe von irgendwo her. Wir halten inne und lauschen. – Weitermachen! In meinen Ohren saust es. Schnell! Wir heben zu viert die langen feuchten Säcke und fahren los.

Der Weg war sehr schlammig, der Wagen schwer. Um abzukürzen, fuhr ich durch den Wald. Kurz vor der Asphaltstraße blieben wir im Sumpf stecken. Wir sahen die Hand vor Augen nicht mehr. „Es geht nicht.“ Lieselotte, die Frau eines Königsberger SS-Führers, weinte und betete: „Liebes Gottchen, hilf doch!“

„Nun soll uns der liebe Gott auch noch beim Stehlen helfen“, schimpfte meine Mutter. Wir hoben alle Säcke herunter und trugen sie aufs Trockene. Dann zogen wir den Wagen vor und luden alles wieder auf. Ohne Zwischenfall kamen wir heim. Als ich meine Tochter von meiner Großmutter abholte, sagte ich zu meiner Mutter: „Heute habe ich zum ersten Male gestohlen.“



Achtung!

Der Briefträger kommt!

Zwischen dem **10. und 16. Juni** wird der Briefträger das Bezugsgeld für das „Memeler Dampfboot“ für das 3. Vierteljahr 1972 kassieren. Bitte, halten Sie den Betrag von 4,80 DM bereit oder geben Sie ihn Ihrer Nachbarin zur Aushändigung an den Briefträger, falls Sie nicht daheim sein sollten.

Der Briefträger hinterläßt einen Zeitungszahlschein, wenn er das Geld nicht kassieren kann. Mit diesem Zeitungszahlschein können Sie noch bis zum **20. Juni** das Bezugsgeld bei Ihrem Postamt einzahlen. Wenn kein Geld eingeht, werden Sie dem Verlag als „Nichtzahler“ gemeldet. Da die Post es nach diesem Zeitpunkt nicht mehr annehmen kann, möchten wir Sie bitten 4,80 DM auf unser Postscheckkonto zu überweisen. Für das nächste Quartal kassiert dann die Post wieder automatisch weiter.

Verlag des „Memeler Dampfboot“

hat mir den das Christkind geschenkt?“ strahlte sie. Draußen lag eine dünne Schneeschicht. Und von meinem Mann war noch immer keine Nachricht da. Zum Abend gab es ein halbes Pfund Pferdefleisch.

Es sollte nun besser werden mit der Verpflegung. Die Güter wurden in Kleinsiedlungen aufgeteilt. Die Menschen arbeiteten wie die Tiere, um voranzukommen. Ich bewarb mich um eine Parzelle.

„Laß die Finger davon“, riet mir der Bürgermeister – es war längst nicht mehr der gleiche, sondern ein kommunistischer Arbeiter, der den ganzen Krieg in einem Rüstungswerk uk-gestellt worden war. –

„Aber wovon soll ich denn leben?“ fragte ich ihn.

Ein großer leerer Tisch trennte uns. Nicht nur ein Tisch.

„Hätte dein Mann nach hinten schießen sollen, dann brauchtest mich das nicht zu fragen“, war seine Antwort.

Jetzt gab es 100 Gramm Butter pro Person alle vierzehn Tage und einmal im Mo-

„Ja“, kam leise ihre Antwort. Wir kochten drei Tage den Sirup. Meine Tochter schleckte mit Inbrunst am Siruptopf, und ich sah ihr lächelnd zu.

Ich bewarb mich um eine Schulhelferstelle in der Kreisstadt und wurde zum Lehrgang einberufen. Frau Engelin weinte, als ich mich von ihr verabschiedete. „Was wird aus mir – mein Vater ist fünfundsiebzig. Mein Mann ist nicht da. Ich habe doch nichts gelernt.“

Und dann meldete sich mein Mann aus dem Westen. Ich saß am Tisch in meiner ungeheizten Stube und las den Brief vier- oder fünfmal und begriff nicht den Inhalt.

Und dann stand ich am Fenster und hörte irgendwo Russen singen. Wir schliefen die letzte Nacht hier. Das Zimmer war sehr warm. Nun brauchten wir nicht mehr mit dem Holz zu sparen.

Ich brauchte fast ein Jahr, um mich im Westen einzuleben. Wie sorglos waren die Menschen hier – trotz aller Nöte, über die sie klagten. Sie hatten ihren Schwarzen Markt und rauchten Ami-Zigaretten.

„So – in der Ostzone erlebten Sie den Zusammenbruch“, fragte mich meine neue Wirtin. „Die Russen sollen ja arg gewesen sein. Aber wir hatten hier was auszustehen! Stellen Sie sich vor! Zweihundert Eier nahmen mir die Amis weg, und die erste Zeit war abends Ausgangssperre. Furchtbar – sage ich Ihnen.“

„So“, sagte ich und hörte still weiter zu.

Ich schrieb der Frau Engelin, daß es mir gut ginge. Ich wäre nicht mehr so ängstlich, und die Sorgen wären viel, viel kleiner.

Sie schrieb mir: „Es ist immer dasselbe. Wir haben jetzt eine Bürgermeisterin. Frau W. ist verhaftet, das Kind von Frau S. gestorben. Die Ernährung war zu schlecht. Von meinem Mann noch immer keine Nachricht. Inge trägt jetzt die Schuhe und Kleidchen von Ihrer Tochter!“

Ein anderer Brief: „Mein Vater arbeitet noch – aber nicht mehr für die Russen; die sind fast alle fort. Es heißt, daß alle Hausbesitzer enteignet werden. Was fange ich dann nur an? Brot bekommen wir jetzt mehr, auch Nahrungsmittel. Aber das Geld?“

Der nächste Brief: „Nun sind wir alle voll Hoffnung. Wir haben unser Geld durch die Währungsreform eingebüßt, aber hier ist jetzt so ein Konsum eröffnet. Da gibt es viel zu kaufen – nur sehr teuer.“

Der nächste Brief: „Stellen Sie sich vor: Mein Mann ist da! Ganz plötzlich kam er an. In Polen war er. In einem Sägewerk mußte er arbeiten. Es ging ihm nicht schlecht. Er ist zwar nicht ganz gesund, aber ich bin glücklich.“

Der nächste Brief: „Meine Schwiegermutter ist tot. Wir haben die Fabrik zusammen mit meinem Schwager übernommen. Wir sind jetzt hübsch eingerichtet. Wir haben Arbeit. Uns geht es gut.“

Der nächste Brief: „Uns geht es gut. Inge geht nun zur Schule. Wir haben jetzt eine Kuh, ein Schwein und Hühner. Wir hungern nicht. Mein Mann hat ein Nierenleiden aus Polen heimgebracht.“

Und der nächste Brief: „Uns geht es gut. Ich möchte gern in die Stadt. Am liebsten nach Berlin.“

Und der nächste Brief: „Uns geht es gut. Wir haben alles. Seien Sie nicht böse – aber vielleicht haben Sie ein paar abgelegte Sachen von Ihrer Tochter.“

Der nächste Brief: „Wir haben nun wieder einen Bürgermeister. Uns geht es gut. Ich ginge so gern nach Berlin. Aber unsere Fabrik ist nun schon vier Generationen in der Familie.“

Der nächste Brief: „Ich Sorge mich um meinen Mann. Uns geht es gut. Schrieb ich

Ihnen schon, daß wir sehr hübsch eingerichtet sind?“

Und dann kam ein Brief, hastig geschrieben, von fremder Hand die Anschrift: „Ach, glauben Sie alles nicht. Es ist zum Verzweifeln bei uns – unerträglich. Dauern schnüffeln sie im Betrieb. Sogar des Nachts kommen sie und wühlen im Büro und in den Lagern. Sie suchen nach einem Grund, um meinem Mann ein Verfahren anzuhängen. Sie wollen ihn einsperren und uns enteignen. Wir wären nicht die ersten. Für mich und Inge kann der liebe Gott sorgen. Und erst Inges Schulbücher sollten Sie sehen. Zehn Monate laufe ich schon nach achtzig

Zentimeter schwarzem Stoff. 15 Mark würde er kosten. Wir haben so wenig Geld. Wir sind an der Pleite. Man gibt uns keine Aufträge mehr, weil wir auf der Schwarzen Liste stehen. Ich habe solche Angst. Eine Bekannte nimmt diesen Brief nach Berlin mit. Schreiben Sie gleich, ob er gut angekommen ist.“

Und dann kam eine Karte aus Berlin: „Ja, wir sind hier im Lager. Wie die Diebe sind wir von daheim fortgeschlichen. Es war so weit. Wenn wir jemand im Westen wüßten, der uns aufnehmen könnte.“

Da sitze ich mit der Karte. Was soll ich antworten?

Silberlicht des Frühlings

Ich mache zum ersten Mal in meinem Leben einen Urlaub im Frühling. Ich muß ausspannen, ich habe fast zwei Jahre keinen mehr gemacht. Es gab von dem Augenblick an, in dem er spruchreif wurde, nur ein Ziel: Ein Ferienhäuschen auf der so nehrung-ähnlichen Insel Vlieland in Holland.

Nun bin ich dort, bewohne das einsame Häuschen, direkt am Fuß der Seedüne; die meisten verstreut um mich her liegenden Ferienhäuschen sind noch leer, das Wetter ist streckenweise unfreundlich, und es ist noch empfindlich kühl. Hin und wieder prasseln Regenschauer gegen die großen Fenster, der Sturm heult im Kamin (den ich hier wirklich habe), und die Nächte sind begleitet von vielen unbekanntem und manchmal unheimlichen Geräuschen.

Ist es das, was ich suche?!

Nach den ersten sieben Tagen, in denen es nur einmal blauen Himmel gab, muß ich sagen: Ja. Es ist das, was ich suchte – es ist das, was ich brauche.

Es kommt eine ganze Reihe von Dingen zusammen, die mich dieses „Ja“ im vollen Umfange sagen läßt. Da ist zunächst einmal das Herausgelöst sein aus der ständigen Unrast, die mich seit vielen Jahren beruflich wie lebensmäßig umgibt. Hier gibt es kein Telefon, nicht einmal eine Hausklingel, an Fernsehen gar nicht zu denken. Die einzige Verbindung nach draußen ist das gute, alte und fast schon vergessene „Dampfradio“. Der nächste Nachbar wohnt einige hundert Meter von mir, das Dorf liegt zwanzig Minuten entfernt, man geht früh schlafen, gegen 21 Uhr, um Stunden also früher als sonst. Man lebt einfach und fühlt sich wieder zurückgeführt in die Kindertage mit ihrem unkomplizierten Dasein. Hier regeln nicht Terminkalender, sondern die Tageszeiten den Tagesablauf.

Nun, das sind alles Dinge, die man auch anderswo in dieser Jahreszeit findet – fast an allen Ferienorten, ob auf Gran Canaria oder Ibiza, auf Bornholm oder Lampedusa, in Garmisch-Partenkirchen oder Wörrishofen.

Warum ich hierhergekommen bin, daß ich rund 35 Jahre eine Sehnsucht im Herzen getragen habe, das begriff ich erst am dritten Tage meines Hierseins.

Es war der erste nicht absolut unfreundliche Tag. Der Sturm der beiden ersten Tage war abgeflaut, es wehte eine frische Brise, die Temperaturen waren leicht angestiegen, die Wolkendecke riß von Zeit zu Zeit auf, Frühlingswolken zwischen grau und weiß eilten über den hellen Himmel.

Ich ging über den Badeweg am Strandhotel vorbei zum Strand hinunter und den Strand nach Südwesten entlang. Er war menschenleer soweit das Auge reichte, als ob es die

200–300 Urlauber, die zur Zeit auf der Insel sind, überhaupt nicht gäbe.

Und plötzlich wußte ich, daß ich eben dieses all die Jahrzehnte in meinem Unterbewußtsein gesucht hatte. Es gibt Eindrücke, die überhaupt nichts Weltbewegendes haben und die man dennoch ein Lebenlang nicht vergißt. Ich entsann mich in diesen Augenblicken genau, was es gewesen war. Es ist jetzt ungefähr 35 Jahre her, es muß also Mitte der dreißiger Jahre gewesen sein. Es war Anfang April jenes Jahres, und wir Quintaner oder Quartaner hatten schulfrei, weil in unserem Luisengymnasium die mündlichen Abiturprüfungen stattfanden. Ein Tag, der damals vor uns Unterkläßlern wie eine dunkle, ferne Drohung auftrug. Würden wir in sieben oder sechs Jahren jemals so viel Wissen in uns gesammelt haben, daß wir ruhigen Blutes in diese schwerste aller Prüfungen (so dachten wir damals) gehen konnten?! Die Schüler der Oberstufe taten uns gegenüber geheimnisvoll, munkelten dunkle Dinge, und in unseren Augen hatte derjenige, der unbeschadet durch diese Hölle gegangen war, ein wohlverdientes Recht, den rotsamtenen „Stürmer“ und „möglichst viele „Alberten“ zu tragen.

Aber noch lag das – Gottseidank – fern. Und wir hatten zunächst einmal schulfrei. Wir überlegten, was man unternehmen sollte, kleine Freundesgruppen taten sich zusammen, und ich gehörte zu einer der kleinsten, die einmal zu einer ungebräuchlichen Jahreszeit mit Rädern zur Nehrung hinüber wollte. Im Sommer – ja, da waren wir täglich drüben im Schwimm-Sport-Verein. Im Winter – manchmal, zum Rodeln am Alten Sandkrug. Aber im Frühjahr, ein paar Wochen nach dem Eisgang – das war neu.

Wir fuhren also zu drei oder vier Mann an jenem bewußten Tage hinüber. Es war ein richtiger Vorfrühlingstag. Eilende Wolken zwischen grau und weiß, von Zeit zu Zeit ein Stückchen blauer Himmel, eine frische Briesse und Kühle. Wir fuhren einige Kilometer die Poststraße entlang und erlebten wirklich eine ganz andere Nehrung, als sie uns bisher bekannt war, eine Nehrung, die sich zum Frühling und Sommer rüstete. Die Weidenkätzchen waren fast schon verblüht und prangten als große, gelbe Tupfen an den Weiden des Haffufers. Die Birkenkätzchen stäubten bereits ihren gelben Blütenstaub von den blattlosen Ästen, und die Erlen taten's ihnen nach. Erste Wildstiefmütterchen und zahllose gelbe Blüten leuchteten aus dem kargen Boden, und auch die vielen Arten der Singvögel befanden sich auf dem Rückweg zu den Nistplätzen. In der Nähe von Erlenhorst schwamm ein

Ehrentafel Memelländischer Seeleute

1895

Kanscheit, Joh. C., Leichtmatrose, geb. 22. 6. 1875, Schmelz. Am 19. 1. 1897 tödlich verunglückt, Vollschiff „Erato“ Hamburg.

Schwerin, Carl Ludwig, Zimmermann, geb. 16. 12. 1842, Memel. Am 8. 8. 1895 ertrunken, Dampfer „Ajax“, Königsberg.

Ferlow, Gustav, Matrose, geb. 25. 10. 1860, Memel. Am 23. 9. 1895 ertrunken, 3-Mast-Schoner „Behrend“ Geestemünde.

Tiedemann, Louis Wilhelm, Matrose, geb. 11. 6. 1867, Memel. Am 6. 10. 1895 ertrunken, Dampfer „Commercierrath Fowler“ Memel.

Schultz, Joh. Wilh., Steuermann, geb. 7. 4. 1835, Memel. Am 18. 11. 1895 ertrunken, Bark „Nummer 5“ Memel.

1896

Jankuhn, Wilhelm, Matrose aus Friedrichshede/Memel. Am 16. 6. 1896 ertrunken, Schoner „General v. Witzleben“ Wismar.

1897

Dölting, Gustav, Leichtmatrose, geb. 18. 3. 1878, Memel. Am 7. 1. 1897 ertrunken (Schiffsuntergang). Bark „Oberbürgermeister v. Winter“ Stettin.

Dunat, Rich. C. Arthur, Zimmermann, geb. 17. 6. 1877, Memel. Am 25. 1. 1897 ertrunken (Schiffsuntergang). Vollschiff „Baltimore“ Bremerhaven.

Hufenbach, Heinrich, Heizer, geb. 21. 3. 1870, Schmelz. Seit 9. 2. 1897 verschollen, Dampfer „Sprott“ Kiel.

Oswald, Otto Fr. A., Matrose, geb. 31. 8. 1869, Memel;

Tiedemann, Robert, Matrose, geb. 24. 9. 1868, Bommelsvitte. Zusammen ertrunken am 3. 3. 1897 (Schiffsuntergang). Dampfer „Siramsa“ Hamburg.

Wilken, Hugo Henry, Matrose, geb. 7. 10. 1872, Memel;

Gerwien, Carl Otto, Koch, geb. 12. 12. 1859, Memel. Verschollen seit 6. 6. 1897, Vollschiff „Koelliker“ Hamburg.

Bogaschewsky, C. Adolf, Bootsmann, geb. 13. 1. 1861, Bommelsvitte. Am 10. 8. 1897 ertrunken, Dampfer „Steinberger“ Bremen.

Witt, Johann Albert, Zimmermann, geb. 7. 9. 1839, Memel;

Voigt, Hermann Rich., Matrose, geb. 30. 11. 1854, Memel;

Heybuk, Franz, Halbmann, geb. 3. 3. 1880, Bommelsvitte;

Rehberg, Friedr. Wilh., Koch, geb. 7. 9. 1840, Memel. Zusammen ertrunken am 23. 11. 1897 (Strandung).

Schreiber, Franz, Kapitän, geb. 18. 7. 1843, Memel. Am 23. 11. 1897 schwer verletzt, verstorben am 27. 5. 1908. Brigg „Freundschaft“ Memel.

Werner, Alfred, Matrose, geb. 24. 4. 1881, Memel. Verschollen seit 25. 12. 1897, Schoner „Behrend“ Geestemünde.

1898

Böttcher, Hans Heinrich, Matrose, geb. 22. 11. 1880, Memel;

Meding, Johann Henry, Matrose, geb. 25. 8. 1880, Memel;

Michael, Johann Friedr., Matrose, geb. 25. 6. 1881, Memel. Seit 5. 2. 1888 verschollen, Vollschiff „Thekla“ Hamburg.

Müller, Wilhelm, Matrose, geb. 12. 10. 1876, Memel. Am 19. 2. 1898 ertrunken, Dampfer „Apollo“, Hamburg.

Wendel, Gustav, Heizer, geb. 6. 11. 1881, Dumpen, Kr. Memel. Am 16. 3. 1898 ertrunken (Schiffsuntergang), Dampfer „Magnet“ Hamburg.

Lilienthal, Friedr. Heinr., Matrose, geb. 9. 6. 1875, Bommelsvitte;

Pokern, Adolf Ernst, Matrose, geb. 22. 8. 1877, Memel. Verschollen seit 23. 4. 1898, 4-Mast-Bark „Hebe“ Hamburg.

Barschkies, Martin, Koch, geb. 17. 10. 1854, Klein-Tauerlauken. Am 7. 8. 1898 ertrunken, Dampfer „Stadt Lübeck“ Lübeck.

Plennies, Martin, Matrose, geb. 24. 11. 1874, Mellneraggen. Am 21. 8. 1898 ertrunken, Dampfer „Chemnitz“ Hamburg.

Horch, Carl, Kapitän, geb. 9. 6. 1840, Bommelsvitte;

Schönborn, A. Heinrich, Steuermann, geb. 24. 10. 1842, Memel;

Gauswindt, Heinr. Jul., Bootsmann, geb. 19. 3. 1841, Memel;

Guschauski, August, Zimmermann, geb. 19. 12. 1852, Memel;

Jack, Louis, Matrose, geb. 2. 6. 1866, Memel;

Oswaldt, Joh. George, Halbmann, geb. 29. 5. 1879, Rucken;

Bluschies, Johann, Halbmann, geb. 12. 4. 1880, Bommelsvitte;

Jankowsky, Carl, Halbmann, geb. 20. 6. 1881, Memel;

Bamat, Richard, Halbmann, geb. 24. 12. 1878, Memel;

Sartorius, Otto, Koch/Steward, geb. 17. 8. 1845, Memel. Zusammen ertrunken (Schiffsuntergang). Bark „Satisfaktion“ Memel.

1899

Züelske, Gottl. Carl, Matrose, geb. 10. 9. 1845, Bommelsvitte. Erkrankt am 10. 1. 1899, verstorben am 16. 8. 1902. Dampfer „Agathe“ Memel.

Groneberg, Carl A., Matrose, geb. 17. 10. 1870, Rucken. Am 4. 7. 1899 ertrunken, Dampfer „Auguste Viktoria“ Hamburg.

Weitschies, Eduard, Matrose, geb. 24. 4. 1870, Memel. Seit 17. 10. 1899 verschollen, Bark „Viduro“ Hamburg.

Horch, Friedrich, Kapitän, geb. 25. 9. 1846, Memel. Erkrankt am 7. 12. 1899, verstorben am 25. 12. 1900, Dampfer „Commercierrath Fowler“ Memel.

Aus dem Archiv Hilpert-Reinbek

mächtiger Wildschwan nahe dem Ufer. Hasen und Rehe gab es zuhauf, nur Elche ließen sich an diesem Tag nicht blicken.

Vor Erlenhorst überquerten wir die Nehrung und erreichten den Strand. Da lag er nun, unendlich weit und menschenleer. Wir waren Robinson, bevor Freitag zu ihm stieß. Wir waren die einzigen Menschen auf diesem gesegneten Stückchen Erde, und einen Augenblick standen wir auf der Düne und waren stumm. Da brach sich vor unseren Füßen die smaragdgrüne Brandung und lief in ewigem Gleichmaß mit ihren Schaumkränzen auf den Strand — und in der Ferne, nach Südwesten zu, verloren sich Strand, Düne und Meer im Silberlicht des Frühlings.

Und dieses war es, was sich in mein Gedächtnis einbrannte, dieses Silberlicht, diese Brise, diese Kühle und der menschenleere, einsame Strand. Vielleicht wurde in diesen Sekunden des schweigenden Hinabblickens für mich ganz persönlich der Begriff Heimat zu diesem Bilde geprägt. Ein Bild, das durch hunderttausende von visuellen Eindrücken im Laufe von mehr als drei Jahrzehnten immer wieder überdeckt wurde und doch weiterlebte in mir von jenem Tage der mündlichen Abiturprüfung, Mitte der dreißiger Jahre, bis zu seiner Wiedergeburt in diesen Tagen auf der Insel Vlieland. Auch die kleinen wilden Stiefmütterchen blühen hier inzwischen an sonnigen Stellen der Seedüne. Über allem aber steht das Silberlicht des Frühlings, das hier wie 2000 km östlich das Werden eines neuen Jahres ankündigt.

Die Heimat hat tausend Gesichter, und in jedem von uns wird sie das eine, sie bestimmende Bild geprägt haben. Ich bin in diesen Tagen so glücklich, das Abbild meiner Heimat mit gegen den Wind gerichtetem Gesicht und fliegenden Haaren täglich neu zu erleben: Silberlicht des Frühlings — einsamer Strand am Meer. **Klaus Reuter**

Anzeigen aus alter Memeler Zeit

Konfitüren-Geschäft
Hermine Leichmann
Börsenstrasse No. 5.
Reich sortiertes Lager von Konfitüren,
ff. Bonbons, Schokoladen, Parfümerien.
Weine, Tee's, Kakao's und Kaffee's.

Salonschraubendampfer

„Schwarzort“

Liegestelle Karlsbrücke-Memel

vermittelt den Verkehr

Memel-Schwarzort

und umgekehrt.

Alles nähere bringen Zeitungsanzeigen und Fahrpläne.

Schwarzort. **L. Stellmacher.**

J. Sausmikat

Holzstrasse No. 11. Memel. Telefon No. 55.

Brennholz en gros und en detail.

Kohlen, Anthrazit- und Kohlen-Briketts.

Kolonialwaren und Schiffs-Verproviantierungs-Geschäft.
Bestellungen werden franko Klaus prompt erledigt.

Nach Redaktionsschluss:

Berlin: Liebe Landsleute! Unser nächster Heimatabend findet am **Sonntag, dem 4. Juni, um 16 Uhr**, im Restaurant „Schiller-glocke“, Berlin-Charlottenburg, Schillerstraße/Ecke Krumme Straße statt. Um zahlreiches Erscheinen bittet **der Vorstand**

Die Treffen der „Ehemaligen“

Ein Rückblick auf 15 Jahre Gymnasiastentreffen

Am 17. Juni findet wieder ein TREFFEN DER EHEMALIGEN der Auguste-Viktoria-Schule und des Luisengymnasiums, dieses Mal im Frankfurter Palmengarten, statt. Es ist das sechste offizielle Treffen dieser Art, und es ist an dieser Stelle noch nie berichtet worden, wie es zu ihnen kam.

Es begann wie bei allen Treffen der Vertriebenen, und der Memeler im besonderen, nach dem Kriege. Die ehemaligen Schüler der beiden Memeler Gymnasien waren – wie alle Flüchtlinge –, sofern sie nicht gefallen oder umgekommen waren, in alle Winde zerstreut worden. Und im Gegensatz zu vielen älteren Vertriebenen war das Wandern von Nord nach Süd, von Ost nach West gerade bei den jüngeren Ehemaligen wesentlich größer als allgemein üblich, galt es doch, nach dem Erwerb der dazu notwendigen Mittel, auch die notwendigen Studienplätze oder Ausbildungsstätten zu finden. Die älteren „Ehemaligen“ aber, zum großen Teil Akademiker und Beamte, zogen nicht weniger durch die Lande, um wieder zu Positionen zu kommen, die ihren bisherigen beruflichen Aufgaben entsprachen. Und beides – Studienplätze und Positionen – wurden in vielen Fällen erst nach zahlreichen Standortwechseln gefunden.

Gerade die Jungen aber, die sich, noch mitten in der eigenen Ausbildung stehend, als erste mit einer Sammlung der „Ehemaligen“ befaßten, kamen erst relativ spät zu ersten Erfolgen in diesem Bemühen.

Es war vor allen Dingen Fritz Perkuhn, der auf zahlreichen Reisen immer wieder versuchte, die Klassen- und Schulkameraden zu sammeln, die Jahrgänge also, die auch mit Rücksicht auf ihre Berufsausbildung kaum auf den bereits etablierten Memelertreffen erschienen.

Zur gleichen Zeit wurden auch verstärkte Kontakte zu den ehemaligen Lehrern gesucht. Sie waren jetzt die Einzigen, die noch bestandene Abiture attestieren konnten, nachdem die beiden letzten Oberstudiendirektoren Lopsien und Scharfetter in der Schlußphase des Krieges gefallen waren. Und sie halfen, wo immer sie konnten. So entstand auch ein neues Verhältnis zu den alten Lehrern.

Mehr und mehr Verbindungen entstanden, zum Teil waren Ehemaligen ins Ausland und nach Übersee abgewandert, andere wurden erst nach langen Irrfahrten seßhaft.

Nur so ist es zu erklären, daß Fritz Perkuhn erst 1957 ein erstes Ehemaligen-Treffen in der Maschsee-Gaststätte in Hannover versuchte. Das Ergebnis war nicht sehr ermutigend: Ganze 28 Ehemalige erschienen, unter ihnen der unvergessene „Papa Rohde“

Aber hier wurde dann der Keim gelegt zu den nachfolgenden Treffen, die Einsicht aber auch geweckt, daß es ohne Adressenkartei nicht gehen würde. Das wiederum erforderte eine zusätzliche Arbeit, der sich Fritz Perkuhn – in der Schlußphase seines Studiums – nicht unterziehen konnte. Für ihn übernahm für die nächsten Jahre Dr. Konrad Mordaß die Aufgabe, die nächsten Treffen zu organisieren. Sie sollten nach allgemeiner Ansicht alle zwei Jahre stattfinden.

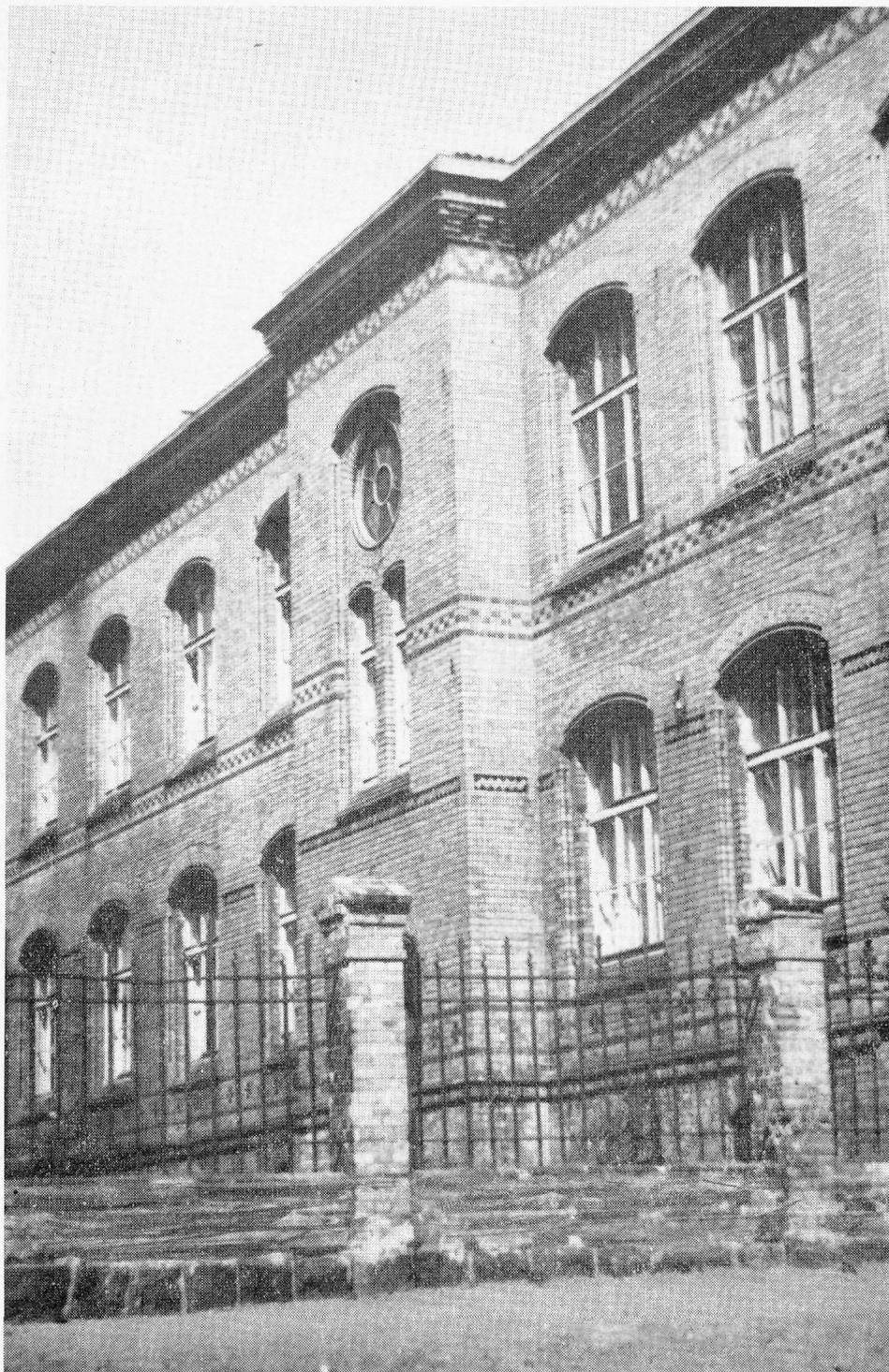
1959 waren es bereits 82 Ehemalige, die der Einladung von Dr. Mordaß nach Hanno-

ver folgten. 1961 kamen 154 Ehemalige in das Gilde-Brauerei-Haus nach Hannover, und 1964 waren es 231 ehemalige Lehrer und Schüler, die dem Ruf der alten „Jugendkampfstätten“ in der Park- und Töpferstraße – sprich: Auguste-Viktoria-Schule und Luisengymnasium – in den „Schwarzen Bären“, ebenfalls wieder nach Hannover, folgten.

Diese Wiedersehensfeier ging offiziell bis 3 Uhr früh, endete in kleinerem, privaten Kreise erst mit dem Frühstück. Es war das bisher erfolgreichste Treffen.

Dieser offensichtlich immer stärker werdende Erfolg – mittlerweile standen über 400 Anschriften in der Adressen-Kartei – und der sichtbar wachsende Zusammenschluß der Ehemaligen führte dann in den folgenden Jahren zu dem Versuche von Außenseitern, eine Patenschaft mit dem Mannheimer Lessing-Gymnasium zu konstruieren. Da dies über den Kopf der bisherigen Verantwortlichen hinweg geschah, kam es zu ersten Spannungen, denen auch das Ehemaligen-Treffen des Jahres 1966 zum Opfer fiel.

Erst 1968, am 18. und 19. Mai, fand das nächste Treffen in der Stadthalle Hannover



Achtzig Jahre Luisengymnasium

1891, also vor achtzig Jahren, wurde der Neubau des Luisengymnasiums am Neuen Park in Memel bezogen. Der verhältnismäßig schlichte, schmucklose Bau aus gelben Backsteinen wurde im Kasernenstil der Gründerjahre errichtet. Namenspatronin war die Königin Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., die 1807 in Memel Zuflucht gefunden hatte.

statt. Dieses Mal waren 188 Ehemalige erschienen, merklich gelichtet waren bereits die Reihen der Älteren. „Papa Rohde“ und manche, 1964 noch dabei, waren inzwischen verstorben.

Auf diesem Treffen wurden grundsätzliche Dinge mit allen Anwesenden geklärt, so auch der Fortgang der nächsten Treffen. Dr. Mordaß bat um Entlastung aus beruflichen Gründen, und der Vorschlag, die künftigen Treffen sollten weiterhin alle zwei Jahre, aber jeweils unter einem anderen Verantwortlichen und auch jeweils in einer anderen Stadt stattfinden, fand allgemeinen Beifall.

Der erste, den es nach der Demission des verdienstvollen Dr. Mordaß traf, war Dr. Peter Häwert. Er dachte sich für das Treffen in Berlin 1970 etwas ganz Originelles aus: Eine Havelfahrt mit Tanz an Bord. Hier war die Zahl der Ehemaligen etwas geringer, aber die Stimmung war so gut wie eh und je.

Für 1972 nun fiel die Entscheidung auf Klaus Reuter und Frankfurt. Es gelang, den großen Saal des Gesellschaftshauses im Frankfurter Palmengarten – und damit den schönsten Festsaal der Main-Metropole zu mieten. Trotz der – naturgemäß – immer kleiner werdenden Zahl der Ehemaligen könnte dieses Mal ein neuer Besucherrekord aufgestellt werden. Frankfurt liegt zentral, der Termin liegt günstig, und das Interesse der Ehemaligen ist rege, was sich allein durch den Zugang von ungefähr 180 neuen und bisher in der Kartei nicht erfaßten Anschriften ausdrückte.

So kann man nur hoffen und wünschen, daß sich am 17. und 18. Juni so viele Ehemalige wie nie zuvor im Großen Saal des Gesellschaftshauses im Frankfurter Palmengarten treffen. Rund 200 feste Zusagen liegen jetzt schon vor – und das 26 Jahre, nachdem die letzten Schüler die beiden Memeler Oberschulen verließen.

über die 9. Klasse. Er hatte, so schien es dem Klassensprecher, noch nie etwas gehört vom Pyrrhussieg in der Antike. Natürlich wußte das Kerlchen aus Königsberg nicht, daß diese Klasse im Laufe der Jahre so manches vollbracht hatte, was die verehrten Pädagogen nicht ohne Grund in Erstaunen versetzen mußte.

Der Klassensprecher ging also zur Klasse zurück und teilte ihr mit den Wunsch des Herrn Studienrats. Er war nämlich Lehrer für Physik und Chemie und auch ein bißchen in Leibesertüchtigung – mens sanae in corporae sana! Und so hatte das Kollegium sinnvoll und nicht ohne Schadenfreude beschlossen, die Altmaterialiensammlung der Chemie und damit dem Neuen zuzuordnen, wogegen nichts einzuwenden war. Jener junge Mensch verkannte bereits hier den Grund seiner Wahl, hielt es für Auszeichnung und machte sich daran, so zu wirken, daß er einen besonderen Erfolg nach Königsberg würde melden können. Und flugs bestimmte er den großen Geräteraum vor dem Physiksaal zum Orte der Ablieferung, setzte auch bestimmte Stunden zusätzlich zu den Unterrichtsstunden fest, sich selbst nicht schonend und dem Vaterlande dienend.

Bisher nun hatten sich nur die Unterklässler eifrig gezeigt, hatten da ein Bündelchen alter Zeitungen, dort etwas Staniol und hin und wieder auch ein paar Lumpen angebracht, von dem eifrigen Herrn sorgfältig notiert, gewogen und dann mit Punkten versehen. Und 12 Punkte – so hatte der Herr Studienrat errechnet – mußte jeder im Laufe des Schuljahres sammeln, um ohne Tadel zu bleiben. Die aber, so lockte er voller Eifer, die besonders viel, ja am meisten erbringen würden, sollten vor der ganzen Schule in der Aula belobigt werden und darüber hinaus auch wertvolle Bücher als Preise erhalten. Dem vaterländischen Eifer, so ließ er verlauten, seien keine Grenzen gesetzt.

Als nun der Klassensprecher der 9. Klasse Mitteilung machte von dem Wunsche des Herrn Studienrats, da gab's kein Murren, keine düsteren Gesichter, kein unangebrachtes Aufbegehren – ei nei – so etwas wie Fröhlichkeit breitete sich aus auf den unschuldigen Gesichtern der Schüler. Und, ohne das es bedurfte vieler Worte, bildeten sich Gruppen (Teams und Aktionsgruppen,

Altmaterialiensammlung anno 1941

Eine Schülersgeschichte aus dem Luisengymnasium von Klaus Reuter

Ach, wo sind die Zeiten hin, wo wir noch zur Freude unserer Herren Magister nach höherer Bildung strebten. Muntere Bürschchen waren wir allesamt, so zwischen 17 und 18 Jahren, das Glück unserer verehrten Eltern, der Stolz der Erzieher und gewissermaßen die Augäpfelchen unseres Herrn Direktors, Trautst blickten wir mit blanken Augen in die Welt und beflissen waren wir im Dienst am Geiste. Niemand, der uns Ernsthaftigkeit abgestritten hätte, auch wenn wir manchem harmlosen Späßchen nicht abgeneigt waren. Nein, wirklich nicht, heiter war unser Gemüt, und arglos waren die Scherzchen, die wir uns in unseren Stoppelköpfchen erdachten. Nichts hatten wir mit Hasch und so im Sinn, und der Sex –?! Na, was soll man dazu schon sagen. Arglos waren die meisten von uns – und auch keine wallende Lockenpracht oder ungepflegte Bärte schwächten die Kraft unserer Einfälle, mit der wir die stets verehrten Herrn Erzieher zu ihrem eigenen Erstaunen nur zu oft erfreuten. Und was unseren Herren Magistern Freude machte, oh, das wußten wir schon –!

Gab es doch da einen, den hatten sie uns aus dem Reich zugeordnet, na, so einige Zeit nach dem Anschluß war das. Und weil sie dachten wir seien, was den patriotischen Geist betreffe, etwas zurückgeblieben – hatten sie uns einen jungen Zackigen aus Königsberg geschickt.

Das haben sie in der Landeshauptstadt nicht gut überlegt, dachten wir. Aber wir sagten nichts, denn wir waren ja gewohnt, unseren Herren Lehrern zu gefallen. So auch hier. Er wird sich schon besinnen, sagten wir uns. Kommt Zeit, kommt Rat – und wenn nicht, dann wollen wir weitersehen. Aber das hat Weile.

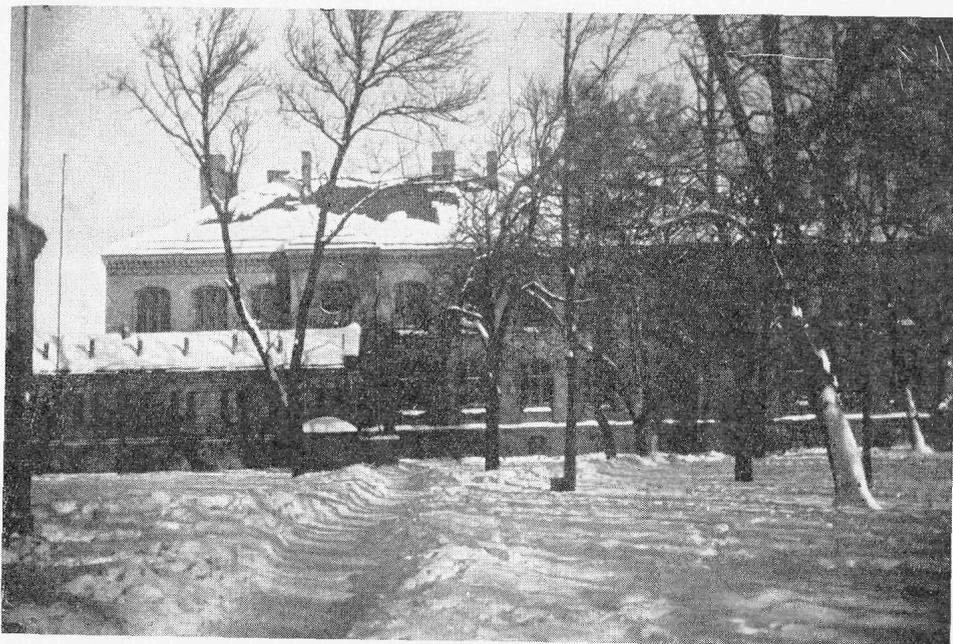
Aber er besann sich nicht, der junge Mensch. Im Gegenteil, er hielt unsere Langmut für Duckmäuserei – und so trieb er es immer schlimmer. Und eines Tages, hol's der Kuckuck, trieb er es ganz schlimm. Er stellte sich gestieft und gespornt vor uns hin und fragte dreist: „Hat es, meine Herren, die 9. Klasse nicht nötig, sich an der vaterländischen Aktion der Altmaterialiensammlung zu beteiligen?!“

Nun waren die Abiturklassen grundsätzlich von dieser vaterländischen Pflicht befreit, um

sich ungestört dem Dienst am Geiste widmen zu können, und so trat denn auch der Klassensprecher mit gebotener Bescheidenheit vor und begann also: „Es gibt, Herr Studienrat, eine Verfügung, wonach die Abiturklasse von Leistungen dieser Art befreit ist. Sozusagen deshalb haben wir uns am Altmaterialiensammeln auch nicht beteiligt. – Aber, wenn Sie es so sehr wünschen –“

Hier unterbrach der unbeherrschte Mensch die wohlgesetzte Rede des Klassensprechers und tönte: „Ich wünsche es –!“

Einen Augenblick schwieg der also Unterbrochene, dann aber sagte er schlicht und einfach: „Es wird, Herr Studienrat, wie Sie es wünschen, geschehen.“ Und es entging ihm dabei nicht das hämische Grinsen, mit dem der Ahnungslose zum Ausdruck bringen wollte, er habe einen Sieg errungen



Am Neuen Park

Auf dem Gelände eines alten Friedhofs wurde 1891 das Luisengymnasium erbaut. Unser Bild zeigt den winterlich verschneiten Neuen Park mit der Rückfassade des Gymnasiums.

würde man heute wohl sagen), und ein jeder bereitete sich vor auf das, womit sie wollten den jungen Menschen erfreuen.

Nun muß man bedenken, daß die meisten der 9. Klasse in jenen Jahren nicht waren ohne einen gewissen Einfluß, sozusagen – Ämter und Pöstchen füllten sie aus außerhalb der Schulzeit zur Zufriedenheit der Oberen von Partei und Staat. Und das wiederum schuf – wie könnt's anders sein – Verbindungen und Kenntnisse nützlicher Art. So konnte nicht ausbleiben, daß viele von ihnen wußten, wo bereits lag gebündelt und gewogen Altmaterial, vielleicht auch schon von anderen gesammelt und abgeliefert – wer weiß das heute noch so genau.

Jedenfalls zog am anderen Morgen, Glock 10 vor acht, ein merkwürdiger Zug durch die Innenstadt zum ehrwürdigen Gymnasium. Sechs Schüler, Wolgaschifferrn vergleichbar, zogen einen Handwagen an langen Seilen, sechs weitere schoben an den Seiten und hinten, und alle sangen sie fröhliche vaterländische Lieder: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ...“, „Du Schwert an meiner Linken...“, „Was blinkt dort am Walde im Sonnenschein, hör's näher und näher brausen...“, na, und was es der herrlichen Freiheitslieder mehr gab. Beladen aber war der Handwagen mit runden zwei Zentnerchen sorgsam gebündelter Zeitschriften. Und vor der Schule angekommen, flog nun ein Bündel nach dem andern „durch der Hände lange Kette“ (wie Schiller so sagen pflegt) über die Treppe zum Vorraum des Physiksaals, wo, sich arglos freuend, der Herr Studienrat die Dezimalwaage bediente. Er würde, wenn das so weiterging, ein gutes Ergebnis melden können, und in die Knie gezwungen hatte er die Neunte auch. Er ahnte nicht, daß dieses nur der bescheidene Anfang war.

Am Nachmittag, zur angegebenen Ablieferungszeit, begann eine andere Gruppe der 9. Klasse mit der Anlieferung von Teilen einer alten Lokomobile. Hierzu bedienten sich die Emsigen eines motorisierten Lieferwagens. Diese erste Anlieferung von Altmetall erbrachte kleine 5 Zentnerchen.

Eine dritte Gruppe hatte sich eine Vergrabungsstätte der Abdeckerei erschlossen und rückte mit anderthalb Zentnern stinkender Knochen an.

Die Fröhlichkeit des Herrn Magisters begann – wen wundert das – einer gewissen Nachdenklichkeit zu weichen.

Am zweiten Morgen fuhren unter fröhlichen vaterländischen Gesängen, begleitet von einer Horde unreifer, lärmender Unterklässler, zwei Handwagen mit vier Zentnern gebündelten Altpapiers vor der Schule vor.

Der Abstellraum begann sich zu füllen und schien gar nicht mehr so selbstverständlich als ausreichend. Das Lächeln auf dem Gesicht des Herrn Studienrats bekam etwas Gequältes. Und so versuchte er – der junge Mensch – uns eine Falle zu stellen. Entgegenkommend sagte er: „Wem von Ihnen schreib ich nun an die Punkte?“

Und der Klassensprecher antwortete: „Addieren Sie gütigst, Herr Studienrat, und am Ende teilen wir dann die Summe durch die Schülerzahl der Klasse.“

„Aber Sie sind ja bisher nicht alle an der Aktion beteiligt, wie ich sehe“, versuchte er Zwietracht zu säen.

Doch der Klassensprecher sagte ruhig: „Aber es werden am Ende alle beteiligt gewesen sein, Herr Studienrat, darf ich Sie dessen versichern!“ Da zuckte der also Unterrichtete mit den Schultern und addierte. Am Nachmittag kamen die restlichen Teile der Lokomobile mit einem Gewicht von sechs Zentnerchen und gewissermaßen ma-

gerietsch die Kotflügel eines Autos dazu. Außerdem weitere stinkende Knochen von der Abdeckerei, darunter zwei Pferdeschädel, die jedem germanischen Hausgiebel hätten zur Zierde gereicht.

Hier verlor der Herr Studienrat zum ersten Male die Nerven, sprach etwas von Seuchengesetz und verbot das weitere Anliefern von Knochen ausdrücklich.

Am dritten Morgen fuhren wiederum zwei Handwagen mit vier Zentnerchen gebündelten Altmaterials vor. Und der Herr Studienrat versuchte listig, unserem Eifer Einhalt zu gebieten.

„Ich sehe“, so begann er scheinheilig, „mit Freude, daß die 9. Klasse auch im Bezug auf die Altmaterialsammlung den unteren

Das Ehemaligen-Treffen in Frankfurt

„Ich habe leider keine Einladung erhalten. Kann ich trotzdem nach Frankfurt kommen?“ Solche und ähnliche Fragen werden laufend an Klaus Reuter, den diesmaligen Gastgeber, gerichtet. Dazu einige aufklärende Worte!

Klaus Reuter konnte Einladungen nur an diejenigen ehemaligen Schüler des Luisengymnasiums und der Auguste-Viktoria-Schule versenden, deren Adressen er in der Kartei hatte. Wer sich bei ihm nicht gemeldet hat, wer inzwischen ver-zogen ist, ohne den Anschriftenwechsel mitgeteilt zu haben, der blieb natürlich ohne Benachrichtigung. Inzwischen sind die hektographierten Einladungen mit den Anschriftenlisten vergriffen, und ein Nachdruck lohnt sich wegen der Kürze der Zeit nicht mehr.

Aber: Wer keine Einladung erhielt, ist natürlich ebenfalls herzlich willkommen. Ehegatten und Nachwuchs können nicht nur, sondern sollen sogar mitgebracht werden. Erwünscht ist eine kurze Meldung an Klaus Reuter mit der Zahl der teilnehmenden Personen. Alle, die sich rechtzeitig gemeldet haben, erhalten Teilnehmerkarten zugeschickt, die zum Eintritt berechtigen.

Und: Wer sich erst kurzfristig in letzter Minute entschließt, wird nicht abgewiesen werden. Auch für ihn findet sich noch Platz im Frankfurter Palmengarten. Er erhält seine Teilnehmerkarte am Eingang.

Es gibt diesmal bestimmt eine Rekordbeteiligung. Rund 200 feste Zusagen liegen schon vor. Warum sollten sich nicht noch 200 zu diesem frohen Wiedersehen an diesem Zentral gelegenen Treffpunkt aufmachen!

Klassen mit leuchtendem Beispiel vorangeht. Sie haben in nur drei Tagen die Punktpflichtzahl nicht nur spielend erreicht, sondern sogar mehrfach übertroffen. Sie sollten sich nun wieder voll und ganz Ihren schulischen Arbeiten widmen. Ich danke Ihnen!“

Doch hierauf antwortete der Klassensprecher mit Ernst: „Sie haben, Herr Studienrat, an unser vaterländisches Gewissen appelliert. Das haben wir uns sehr zu Herzen genommen. Und so werden Sie verstehen, daß wir nicht aufhören können in einer so wichtigen Sache. Dieses ist erst, Herr Studienrat, der

Anfang unseres vaterländischen Bekenntnisses!“

Der junge Mensch erlebte, dann versuchte er mannhaft zu lächeln.

Am fünften Tag war der Vorraum zum Physiksaal gefüllt wie ein alter Memeler Handelsspeicher, und immer noch quoll der Altmaterialsegen heran, ja, nicht nur gleichbleibend, sondern sich sichtbarlich steigend.

Am sechsten Tag bestellte der Herr Studienrat den Klassensprecher zu sich und forderte die 9. Klasse auf, die Altmaterialsammlung einzustellen. Er fand, der arme Mensch, beschwörende Worte, einzuhalten mit diesem entsetzlichen Tun. Denn nicht nur wir, mit unseren geheimgehaltenen Vorratslagern, auch die Unterkläßler hatten plötzlich Spaß an der Aktion gefunden und versuchten, mit uns Oberprimanern zu wetteifern.

Aber alles Beschwören half nichts. Der Klassensprecher erwiderte bescheiden, aber fest: „Sie haben uns, Herr Studienrat, herausgefordert. Sie haben appelliert an unser vaterländisches Gewissen. Nun beweisen wir Ihnen, wie gut dieses vaterländische Gewissen ist, und eher werden wir nicht aufhören, Ihnen Altmaterial anzuliefern, als bis Sie uns jeden Eifer förmlich verbieten.“

Da biß sich der junge Mensch auf die Lippen und verlor alle Farbe, denn wie konnte er in damaligen Zeiten es wagen, eifrigen Altmaterialsammlern jegliche Aktivität zu verbieten. Er sah sich im Geiste schon überantwortet den staatlichen Organen, sah sich zur Frontbewährung abkommandiert und was, weiß ich, noch sonst alles.

Am achten Tage bat er den Klassensprecher zu sich in den bis unter die Decke vollgepackten Vorratsraum, fand plötzlich ganz natürliche und menschliche Worte und bat inständig – da unter vier Augen – aufzuhören mit der Kraftprobe, ohne daß ihm ein Schaden dabei entstände.

Na, was soll man noch sagen. Natürlich hörte die Klasse auf zu sammeln. Der Herr Studienrat war mit einem Male gar nicht mehr so zackig, sondern ganz menschlich, und blieb es bis zum letzten Tage, den sie miteinander verbrachten.

Als es aber zur Auszeichnung der besten Altmaterialsammler kam, da fand er lobende Worte, sprach vom leuchtenden Vorbild gerade der Abiturienten, vom Gemeinschaftsinn, der sich besonders in dieser Klasse bewiesen, denn ein jeder von ihnen hätte 155 Punkte erreicht – das nahezu fünfzehnfache der erforderlichen Punktzahl – und nur drei Quartaner hätten sich außer der 9. Klasse noch qualifizieren können – und ihre Punktzahl lag bei 60.

Entgegen den Erwartungen erschienen die Angehörigen der 9. Klasse nicht in Uniform, sondern in dunklen Anzügen zur Ehrung. Sie alle trugen dunkle Fliegen zum Stehkragen, nur einer eine leuchtend zinnoberrote – und es war das letzte Mal in der Geschichte des ehrwürdigen Luisen-Gymnasiums, daß Schüler zu einem feierlichen Anlaß Stehkragen trugen.

Ende gut, alles gut. Nicht nur die 9. Klasse wurde geehrt – auch die Schule wurde lobend erwähnt, ihres guten Erfolges wegen bei der Altmaterialsammlung 1941, und mit ihr der junge Mensch, der den Leichtsinns beging, die 9. Klasse herauszufordern.

Es sei noch erwähnt, daß das Kollegium mit stillem Vergnügen diesen Zweikampf verfolgt und der gute Direktor stillschweigend und offensichtlich mit heiterer Gelassenheit die zeitweilige Verschmutzung seines Hauses übergangen hatte.

PS.
Der junge Studienrat ist später gefallen, wie auch der größte Teil der erwähnten 9. Klasse.

Am Anfang stand die Große Schule

Aus der Geschichte der Memeler Gymnasien —
Von H. A. Kurschat

Das Ehemaligentreffen am 17. Juni weckt die Frage nach dem Beginn der höheren Schulbildung in der See- und Handelsstadt Memel. Der Brand von 1854, der so viele unersetzliche Dokumente vernichtete, zerstörte auch die Unterlagen, aus denen wir zuverlässige Nachrichten über das Memeler Schulwesen hätten schöpfen können. So liegen für uns die Anfänge des Memeler Schulwesens — sie dürften in der Reformationszeit zu suchen sein — im Dunklen.

Für das 17. Jahrhundert, die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege, ist bereits eine Schule überliefert. Die Johanniskirche lag damals an der Johannisstraße, also jenseits der Marktstraße nach der Dange zu. Sie führte direkt auf den Kirchplatz. Hinter der Stadtkirche St. Johannis befand sich die Landkirche, damals noch St. Nikolaus, und von dieser ab, längs des Ufers der Alten Dange, lag u. a. die Schule, in der auch der Rektor wohnte. Die Schulstraße, die am Ende der Marktstraße von der Johanniskirche zur Dange, zur sog. Heringsbrake, führt, erinnert an den Standort dieser wohl ältesten Memeler Schule. 1627 wurde sie im Zuge von Befestigungsarbeiten abgebrochen. Unser Gewährsmann hierfür ist Simon Dach, der in Memel geborene Barockdichter:

„Wie dort auch, wo die Pfarrgebäu
Und Schule damals stunden;
Jetzt, seht ihr, wird nur Wüstenei
Und Erde da gefunden.“

Wenn hier von einer Schule die Rede ist, dann handelt es sich immer um eine „Große“ oder Lateinschule. Eine und später zwei Elementarschulen werden von Sembritzki gesondert genannt. So erscheint 1602 ein Valentin Marquart als Stadtschreiber und Schulmeister der Elementarschule.

Eine neue Stadtschule wurde nach 1706 etwa dort gebaut, wo bis zur Vertreibung die kleine Grünanlage an der Johanniskirche war. Der erste Lehrer, den wir mit Namen kennen, ist Konrektor Schroetel, der 1756 von der Stadtschule abging, um die Leitung der altstädtischen Elementarschule zu übernehmen. 1760 wird der Tod des Rektors Christoph Reinhold Capusta vermeldet — mit dem hämischen Zusatz, daß er durch eigene Schuld nur vierzig Jahre alt geworden sei.

Wir gehen wohl mit der Vermutung nicht fehl, daß er sich mit Alkohol ruiniert hatte „zum Glück für die zu seiner Zeit ganz verfallene Schule“. Das würde auch erklären, warum Schroetel lieber zur Elementarschule abstieg, statt mit einem Trunkenbold in einer Bruchbude zu hausen.

Der Großen Schule standen drei, ab 1720 vier Lehrer zu: der Rektor, der Kantor und der Organist. Nach Capusta starb 1761 der Kantor Tietz und 1762 der Organist Gronau, „ein grosser Musicus, dabey frommer, fleissiger und vertraeglicher Mann“. Auch der neue Rektor Böhm, Schwegersohn des Stadtpfarrers, starb schon 1769. Der häufige Wechsel wirkte sich natürlich ungünstig auf den Schulbetrieb aus. Wegen der Reorganisation der Großen Schule gab es in der Bürgerschaft lebhafteste Diskussionen und lange Kämpfe.

1781 erfolgte der Neubau der Lateinischen Schule — wahrscheinlich nunmehr schon am Platze der späteren Altstädtischen Knabenmittelschule an der Thomasstraße. Sie war zweistöckig und enthielt zugleich die Wohnungen für die Lehrer. Über der Tür hatte die Stadt folgende Inschrift anbringen lassen:

SCHOLA MEMELEN SIS

ope Dei Trinunius Maximi tandem extracta
Anno 1781

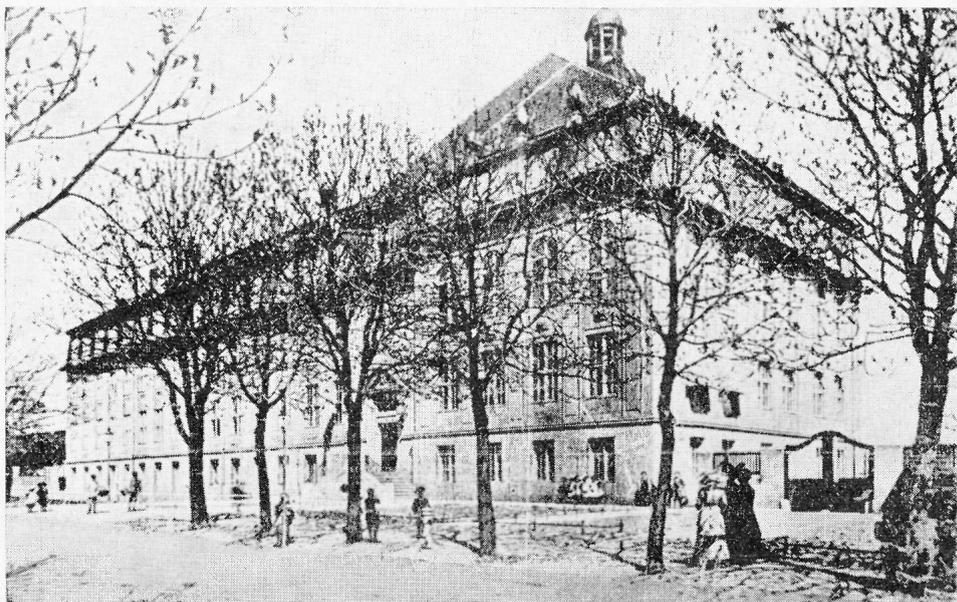
Per varios casus per tot discrimina rerum

1785 wurde der Pfarrerssohn Wilhelm Gottlieb Keber aus Gerdauen Rektor der neuen Anstalt, ein gebildeter, kenntnisreicher Mann, Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften, Mitherausgeber der „Preußischen Monatsschrift“. Die Lateinische Schule hatte die Berechtigung, zur Universität zu führen. Da aber seit 1791 sich kein Schüler dazu meldete, wurde die Schule, wenn sie auch ihren Namen und ihre Berechtigung behielt, 1799 als Bürgerschule, also etwas ähnliches wie eine Realschule, umgestellt.

Die Befreiungskriege brachten auch einen Aufschwung des Schulwesens, wozu die Steinschen Reformen nicht wenig beitrugen.

Die Auguste-Viktoria-Schule

Auf den Gedanken, Mädchen eine höhere Schulbildung angedehnen zu lassen, kam man nicht nur in Memel reichlich spät. Mädchen erhielten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine bescheidene Elementarbildung in der deutschen Stadtschule, die auch das Konrektorat genannt wurde, weil ihr Leiter der Konrektor des Memeler Elementarschulwesens war. Der Schulvorsteher residierte in der Friedrichstädtischen Schule.



Preußens modernste Schule

1912 erhielt Memel mit der Auguste-Viktoria-Schule an der Parkstraße eine mustergültige Mädchenbildungsstätte, die auch heute noch als modern anzusprechen ist und den Krieg als relativ unbeschädigt überstanden hat.

Die Lateinische Stadtschule erhielt nach 1814 den Namen „Höhere Bürgerschule“. Direktor wurde Dr. phil. Rosenhain, ein ausgezeichnete Schulmann, der 1000 Taler Gehalt und freie Wohnung erhielt. 1820 hieß es in einem Visitationsbericht, Ostpreußens Provinzialstädte hätten keine höhere Bürgerschule, die sich mit der zu Memel messen könnte. 1826 wurde eine fünfte Klasse als Vorbereitungsstufe angefügt, 1827 bereits die Tertia in Ober- und Untertertia geteilt, so daß nun sechs Klassen vorhanden waren.

Damit war die Höhere Bürgerschule zum Progymnasium geworden, in dem zwar Latein eine zentrale Rolle spielte, jedoch nicht das Abitur erreicht werden konnte. Dieses mußte noch in Königsberg erworben werden. 1828 wurde die griechische Sprache eingeführt — der Schritt zum humanistischen Gymnasium wurde vollzogen. 1830 wurde Französisch in den Lehrplan aufgenommen, da die wenigsten Schüler ein Studium anstreben und die Eltern mehr Wert auf eine real-schulähnliche Bildung legten.

Die Umwandlung in ein Gymnasium erfolgte 1860, nach dem Neuaufbau der beim Großen Brande von 1854 vollkommen eingäscherten Anstalt. 1888 wurde die Anstalt verstaatlicht, und am 1. 4. 1891 wurde das neue Schulgebäude am Neuen Park bezogen, das bis in die Gegenwart als Schule dient.

Als 1923 die Franzosen Memel verließen, löste Englisch das Französische als moderne Fremdsprache ab. Ab 1924 wurde das Litauische als Pflichtfach eingeführt.

Die letzten drei Direktoren seit 1882 waren Dr. Eduard Küsel, Dr. Heinrich Becker und Franz Scharffetter.

Außerdem gab es nördlich der Dange noch die Neustädtische Schule, die von einem Schneidermeister geleitet wurde. Mehr als Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen stand hier nicht auf dem Lehrplan. Auch der Besuch dieser Elementarschulen war keineswegs Pflicht, sondern nur diejenigen Eltern, die ein Schulgeld aufbringen wollten oder konnten, schickten ihre Kinder zum Unterricht. Die drei Lehrer erhielten nämlich keine Besoldung, sondern lebten vom Schulgeld.

Die deutsche Stadtschule (es gab daneben noch eine reformierte, eine katholische und eine Garnisonschule) also wurde vorwiegend

Die Loleitsche und der kleine Bowke

Eine Pfingstgeschichte von Herbert Rohde

von Mädchen besucht. Wer es sich leisten konnte, schickte seine Töchter jedoch nicht in diese Elementarschule. Es gab nämlich noch drei Lehrerinnen, die in ihren Wohnungen Privatunterricht erteilten. Wir wissen heute nicht mehr, warum diese Privatzirkel „Sitzschulen“ genannt wurden. Hier dürften die Mädchen besserer Kreise neben Lese- und Schreibunterricht auch Anleitung im Stricken, Sticken und Nähen erhalten haben.

Viele Schülerinnen werden die drei alten Fräulein nicht um den Tisch ihrer guten Stube versammelt haben. 1806 wurde nämlich eine private Obertöchtertschule ins Leben gerufen, zu der sich nur zwölf Mädchen „der höheren Stände“ meldeten. Der Unterricht fand in den Räumen der Lateinschule statt, wahrscheinlich nur am Nachmittag, wenn die dortigen Lehrkräfte Freistunden hatten. Schon 1812 stellte die Obertöchtertschule den Betrieb ein, weil ihr die Mitbenutzung der Räume der Lateinschule verboten wurde.

Am 16. 2. 1830 wurde endlich eine städtische höhere Töchtertschule gegründet. Dieser Tag ist damit die Geburtsstunde der Auguste-Viktoria-Schule, wenn sie damals auch noch nicht so hieß und auch das Gebäude in der Parkstraße noch nicht stand. Ziel der neuen Schule war es u. a., zur Ausbildung von Lehrerinnen hinzuzuführen, deren Notwendigkeit langsam erkannt wurde.

1844 meldeten sich die ersten beiden Absolventinnen zur Lehramtsprüfung. Sie bestanden mit Glanz – aber eine hohe Regierung lebte noch immer hinter dem Mond und verwehrte den jungen Memelerinnen den Eintritt in den Schuldienst; so mußten sie mit Erzieherinnenstellen vorlieb nehmen, die es auf den Gütern der Umgebung ja reichlich gab.

Mußte die Lehrerprüfung bis dahin stets in Königsberg abgelegt werden, so bekam die Memeler Anstalt ab 1887 die Erlaubnis, selbst die Lehramtsprüfungen abnehmen zu dürfen. So war aus der höheren Töchtertschule ein Lehrerinnenseminar geworden.

1909 erfolgte endlich die Anerkennung der Schule als höhere Lehranstalt, also als Gymnasium, und damit eine Gleichstellung mit dem Luisengymnasium.

1912 wurde der mustergültige Neubau in der Parkstraße bezogen, das modernste Schulhaus Preußens, mit Aula und Turnhalle, mit Schulküche und Handarbeitsräumen. Namenspatronin wurde Auguste Viktoria, die Gattin Wilhelms II. Erstmals bekam eine Schule Zentralheizung, zentrale Entlüftungs- und Entstaubungsanlage.

1924 erhielten die letzten fünf Bewerberinnen das Lehramtszeugnis. Damit lief das Seminar aus, und die Schule wurde zukünftig nur noch als Lyzeum weitergeführt, also als Mädchen-Oberrealschule, die zum Abitur und damit zum Studium führte.

Letzte Direktoren waren Dr. Karl Schmidt und Hans Lobsien. Im Verlaufe des zweiten Weltkrieges wurde die Schule von der Wehrmacht als Reservelazarett benutzt. Die Klassen wurden in andere Schulhäuser verteilt.

Luisengymnasium und Auguste-Viktoria-Schule haben den Krieg überstanden und sind von den Sowjets wieder als Schulen eingerichtet worden. Das Luisengymnasium ist eine der zahlreichen Memeler Mittelschulen geworden, während die Auguste-Viktoria-Schule wieder der Lehrerinnenbildung dient. An der Parkstraße wurde zum Turnplatz hin ein Internat errichtet, das sich in seinem Stil halbwegs der Fassade der Auguste-Viktoria-Schule angepaßt hat. Augenblicklich wird diese Schule renoviert und weiter ausgebaut, während für das Luisengymnasium bisher nur wenig aufgewendet wurde, so daß es heute noch viel weniger einladend wirkt als vor dreißig Jahren.

Eine Pfingstgeschichte von Herbert Rohde

Ein Blütenmeer! – Wahrhaftig, ein Blütenmeer! Und es wogte nicht nur von Garten zu Garten, es rauschte auch – vom Summen unzähliger Bienen. Gestern noch schäumte das Weiß der Kirschbäume um dunkle Lücken, die die knospenschweren Apfelbäume in der Geschlossenheit der Obstgärten bildeten, und heute war jeder Garten ein einziger Blütenstrauß und eine einzige Duftwolke! Ganz neu sah die Welt aus, fast überirdisch schön. Und wie leicht es einem wurde! Leicht? Die Loleitsche seufzte. Ihr Herz konnte auch an diesem wundervollen Pfingstsonntag nicht von dem Kummer loskommen, der wie eine erdrückende Last auf ihr lag. Was nützte es da schon, daß sie noch rüstig war – und wohlhabend. Ja, was nützte das schon? –

Versonnen ging sie ins Haus zurück. Sie wollte sich festlich anziehen und nach Ruß in die Kirche gehen. Trotz der forschenden Pferde im Stall verlangte es sie, zu Fuß über das stille Bredschuller Moor zu wandern und mit ihren Gedanken allein zu sein, mochten da die Skirwieter denken, was sie wollten. Um möglichst mit keinem zusammenzutreffen, machte sie sich sehr früh auf den Weg.

Wie war es doch gewesen damals? Noch immer hallte ihr das langgezogene und besonders durchdringende „Hol Stint!“ des Niddener Fischerknechtes, den sie nie zu Gesicht bekommen und der ihr einziges Kind verhext hatte, in den Ohren. Eines Tages, nach harter Auseinandersetzung zwischen ihr und der Tochter, war die Marjell – unfäßlich – einfach diesem bettelarmen Knecht auf die Nehrung nachgelaufen – auf Nimmerwiedersehen und -hören. Einundzwanzig war sie damals und darum mit Gewalt nichts zu machen gewesen. Enterben war das einzige, womit sie sie strafen konnte, aber sie hatte es bisher noch nicht fertiggekriegt, obwohl sie es der Undankbaren fest zugeschworen hatte. Dafür war sie später zu jedem Stintkahn, der von der Nehrung kam, in Skirwiet seinen Fang anzubieten, geeilt und hatte – manchmal über Bedarf – von den winzigen Fischchen gekauft, um keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, nach der Marjell zu forschen –

ganz unauffällig. Und das, obwohl sie sich immer wieder einredete, daß das verwahrlöste Flick ihr ganz gleichgültig sei. Und was sie schließlich herausbekommen hatte, war, daß der Knecht – den die Ausgehorchten nur unter dem bezeichnenden Spitznamen Hoafke kannten – irgendwo auf der Landseite zu Hause war und daß er bald wieder von der Nehrung verschwunden sei, mitsamt dem fremden Mädchen. Da hatte die Loleitsche das dem Hof am entferntesten gelegene Land, und das war der weitaus größere Teil der achtzig Morgen, verpachtet, und bewirtschaftete den Rest mit Hilfe des alten Knechtes und einer Magd. Aber auch das hatte nicht viel Sinn. Wie so ganz anders wäre alles gekommen, wenn ihr Mann nicht in dem schrecklichen Krieg geblieben wäre.

Die Kirche war noch fast leer, als sie ankam, und es dauerte noch eine geraume Weile, bis die Glocken mit ihren samtenen Tönen läuteten. Und sie freute sich auf den Gottesdienst, der sie für eine Weile aus dem Alltag herausnahm.

Und doch war sie heute von der Predigt des Pfarrers ein bißchen enttäuscht. Immer wieder gab er in dieser zu verstehen, daß ein Christ, ähnlich seinem Herrn, die Sünde hassen, aber dem Sünder in Liebe nachgehen solle. Und verfehlt sei alle Liebe, die aus Berechnung liebe. Aber – wenn man einen schlechten Menschen liebte, liebte man da mit diesem nicht zwangsweise auch das Schlechte? Und mußte ein vernünftiger Mensch sich nicht vorher ausrechnen, was herauskommt, wenn er diesem oder jenem seine Liebe schenkt? –

Um über diese seltsame Predigt gründlich und ungestört nachdenken zu können, nahm sie den Rückweg über Skirwietell nach Skirwiet II; über den Strom würde sie dort schon kommen. Auf diesem verträumten Weg über die schier endlosen Wiesen, wo man kaum einem Menschen begegnete, ließ es sich wunderbar nachdenken. Sie liebte diesen Weg, den sie ungezählte Male gegangen war. Und sie beeilte sich, aus Ruß hinauszukommen.

Eben, als sie die kleine, hölzerne Brücke, die über die Pokallna führte, verlassen und den hier dicht bewohnten Teil des flächenmäßig riesigen Dorfes Skirwietell betreten

An unsere Leser!

Wir bitten unsere Leser, die über den Verlag bezahlen, uns die Zeitungsgebühren **unaufgefordert** und im **voraus** zu überweisen. Sie ersparen uns damit die Arbeit der Rechnungstellung und des Mahnens.

Durch die erhöhten Portokosten sind wir nicht mehr in der Lage, in jedem Vierteljahr Zahlkarten zu übersenden.

Da die Belieferung über die Post geht, ist es leider nicht möglich, die Zahlkarte in die Zeitung zu stecken.

Sollten Sie unserem Wunsche nicht nachkommen, müssen wir leider bei **jeder Mahnung das Porto mitberechnen**.

VERLAG DES MEMELER DAMPFBOOTS

hatte, gab es Ärger. Eine Schar Kinder rannte, ganz unfeiertäglich spektakelnd, an ihr vorüber, wobei das kleinste hinterherstürmende Balg so nahe an ihr vorbeilief, daß das schmutzige Wasser einer Pfütze sich kniehoch über ihren guten Rock ergoß.

„Na so e niederträchtiger Bowke! Könnst Mensch dem Krät vor Ärger foorts inne Luft zerreißen.“ So schimpfte die Loleitsche, wütend an dem Rock herumklopfend. Aber da hatte den kleinen Übeltäter auch schon die Strafe ereilt. Gute zwanzig Schritte weiter hatten sich seine übereiligen Beinchen verhaspelt, und er lag, von den anderen Weiterstürmenden unbemerkt, der Länge nach im Dreck.

„Da hast, was wolltst“, brummte die Loleitsche schadenfroh und wollte, herangekommen, dem sich gerade mühsam aufrappelnden, etwa vier Jahre alten Dreikäsehoch noch gehörig Bescheid sagen. Aber — seltsam — als sie in das so tief unglückliche Gesichtchen sah, wollten ihr keine strengen Worte über die Lippen, und sie sagte, ehrlich bekümmert: „Na, da wird sich deine Mama aber gar nicht freuen, wenn sie deinen verdrehten Sonntagsanzug sieht.“

„Se wird mir ornlich de Noarsch verkloppen“, sagte das Kerlchen schluckend. Und dann brach es in schmerzliches Weinen aus, was der sonst gar nicht leicht gerührten Loleitsche so ans Herz griff, daß sie nicht anders konnte, als das so unglückliche Kind auf den Arm zu nehmen und zu trösten. Doch ihr Mühen war vergeblich. Schließlich war sie von dem Kummer des Kleinen so bewegt, daß sie beschloß, das untröstliche Jungchen vor der Rabenmutter in Schutz zu nehmen.

„Sei man still, mein Karduppelche, ich bring dich zu deine Mama und helf dir, die Sache bei ihr in Ordnung zu bringen“, sagte sie und drückte das Kerlchen herzlich an sich. Und — das Weinen hörte auf. Und schon dirigierte das nun munter plappernde Mäulchen sie zu der nicht allzuweit entfernten Behausung seiner Eltern.

Mit der kleinen, lebendigen Last auf dem Armforsch ausschreitend, mußte die Loleitsche unwillkürlich denken: Is das etwa die Liebe, die der Pfarrer meint, die mich geradezu treibt, diesem Kind, das mich so geärgert hat, beizustehen? — Weiter nachzudenken kam sie nicht, denn nun ging es links um die Ecke und auf einen kleinen Hof, der, obwohl er die Armut nicht verleugnete, einen sehr ordentlichen Eindruck machte. Eben kam hinter einer Kutt ein junger, nett aussehender Mann in Hemdsärmeln zum Vorschein. Und schon rief das Kerlchen strahlend: „Papa, kick, wir kriegen Besuch!“

„Guten Tag“, sagte darauf, ihr zuvorkommend, der Mann, und näherkommend fragte er: „Aus welchem Dreckloch haben Sie den Lorbaß rausgefischt? Der sieht ja lustig aus.“

„Dem armen Jungche sind die munteren Beinchen e bißche durcheinander geraten, und da hat es e Plumps gegeben. Das kann bei so quirrlige kleine Leutchens schon mal passieren“, sagte die Loleitsche mit mütterlicher Güte. Und das Kerlchen an sich drückend, meinte sie: „Die Mama wird das schon verstehen und nich zu streng mit ihrem Liebling sein.“

„Da seh ich nich so rosig“, meinte der Mann. Dann schaute er zur Haustür und sagte: „Das werden wir ja gleich wissen, da kommt meine Frau.“

Die sich langsam der kleinen Gruppe nähernde junge Frau machte ebenfalls einen netten Eindruck, schien aber strenger zu sein als der Mann. Schon von weitem fragte sie ziemlich barsch: „Was hat der Lorbaß denn nu schon wieder angestellt?“

„Aber nuscht, rein gar nuscht hat das Jungche angestellt, junge Frau. Ihrem Liebling is man bloß e kleines Malöhr passiert, er is...“

Sie stockte jäh und blieb wie erstarrt stehen.

„Hast du auch schiß vor meine Mama?“ fragte der Kleine leise.

Die Loleitsche hörte das Kind in ihrer Verwirrung gar nicht. Sie sah nur, daß auch ihr Gegenüber jäh den Schritt verhielt. Und dann herrschte Reglosigkeit und Totenstille zwischen den vier Menschen. Totenstille? Fragte da nicht jemand: „Liebst du immer noch nur aus Berechnung?“ Aber — aller Lippen waren doch wie verschlossen. Die Loleitsche schluckte ein paarmal und — fuhr dann die junge Frau an: „Wenn du das Jungche wegen nuscht und gar nuscht

schlägst, kriegst du es mit mir zu tun.“ Die so Angefahrene erwiderte nichts. Und der junge Mann stand wie verdattert da. Was hatte das zu bedeuten? Und jetzt — führen die beiden Frauen aufeinander zu und — umarmten sich. Und nun begriff der Mann: Mutter und Tochter hatten wieder zueinander gefunden. Oder war es nur ein Traum? Doch da drückte die fremde Frau ihm das verduzte Kind in den Arm und sagte: „Mein Jung, packt bald eure Sachen und kommt nach Hause, euer Hof braucht euch.“ Und als ob sie sie noch in dieser Stunde zu Hause empfangen wollte, eilte sie davon.

Nach wenigen Tagen schon hieß der neue Besitzer des Loleitschen Hofes nicht mehr Loleit, sondern Kaspereit, den die Nachbarn der Nase wegen den Hoafke, den Habicht, nannten.

Ein Büch unserer Heimat



Die Bewohner der Kurischen Nehrung im Spiegel ihrer Sagen

von HENRY FUCHS

Format 16,5 × 18,5, 96 Seiten, reich illustriert

von Archibald Bajorat, engl. broschürt

DM 7,20

einschl. Porto u. Verpackung

Auch dieses Büchlein mit den Sagen der Kurischen Nehrung darf in Ihrem Hause nicht fehlen.

EIN PASSENDES GESCHENK
FÜR ALLE ZWECKE

Bestellen Sie recht bald!

F. W. SIEBERT VERLAG 29 OLDENBURG

Ostlandstraße 14 Ruf 3 31 70

Meine neue Schlappmütze und der Igel

Eine Erinnerung von Adolf Sunnus

Wir Kinder hatten Sommerferien, und meine Mutter ermunterte mich und meine jüngere Schwester, in den Wald zu gehen, um Himbeeren zu pflücken. Der Bundeler Wald war nicht weit, er erstreckte sich fast bis zu unserm Dorf. Wegen der Kreuzottern, die dort viel anzutreffen waren, befahl uns Mutter, Strümpfe und Schuhe anzuziehen. Weil das Wetter so schön war, durfte ich meine ganz neue Schlappmütze aufsetzen. Mit einem Litermaß und einem Strick ausgerüstet, marschierten wir beide los. Im kühlen Schatten des Laubwaldes machten wir Rast und lauschten dem Gesang der vielen Singvögel. Fast mitten im Wald befand sich unser Friedhof. Mein Vater hatte uns Kindern oft eingepreßt, lautlos am Kirchhof vorbeizugehen. Er sagte, es sei eine heilige Stätte und die Toten brauchten ihre Ruhe.

Bald hatten wir den Friedhof erreicht, der große Torbogen mit der Inschrift war schon sichtbar. Meine Schwester wollte plötzlich nicht mehr weitergehen, sie sagte mir, sie habe Angst. Ich sprach ihr Mut zu: Wenn wir uns so verhalten, wie Papa uns gelehrt hat, dann dürfen wir uns gar nicht fürchten.

Ich staunte, denn am Friedhof machte meine Schwester einen tiefen Knix. Schnell griff ich nach meiner Mütze, zog sie vom Kopf und machte einen schönen Diener. Als wir den Friedhof schon im Rücken hatten, hielten wir beide inne, schauten uns in die Augen und atmeten auf. Bald erreichten wir die Stelle mit den Himbeersträuchern. Das Litermaß band ich mir dann mit dem Strick vor dem Bauch fest. Meiner kleinen Schwester sagte ich streng an, immer an meiner Seite zu bleiben. Die Ausbeute war nicht groß, mit Mühe hatten wir $\frac{1}{2}$ l zusammen bekommen. Die Lust, noch weiter Himbeeren zu suchen, war dahin, auch verspürten wir ein Knurren im Magen.

Während ich das Maß losbinde und ins Gras stelle, ruft meine Schwester: „Ach, ein schönes Band!“ Im Nu erwische ich sie von hinten am Zopf und halte sie fest. Das schöne Band war eine Kreuzotter, die sich im dünnen Moos an einer Birke sonntel!

Noch immer hielt ich den Zopf meiner Schwester in der Hand, und so zogen wir uns beide rückwärts davon. Dabei kam ich zum Sturz und riß meine Schwester auch zu Boden. Das noch nicht genug, auch das Maß mit den Himbeeren mußte daran glauben. Die Beeren lagen zerquetscht im Gras, und das Litermaß hatte eine andere Form angenommen. Wir begaben uns jetzt ganz schnell auf den Waldweg, um nach Hause zu laufen. Ein Stückchen weiter begegnete uns ein Igel. Schnell verwandelte er sich in eine Kugel. „Den nehmen wir mit!“ Aber wie ihn tragen? Köpfchen! Meine Schlappmütze legte ich flach vor den Igel und rollte ihn hinein. Wenn wir auch keine Himbeeren nach Hause brachten, Mama und Papa würden sich bestimmt über einen Mäusefänger freuen!

Als wir zu Hause auf dem Hof angelangt waren, trat Mutter mit einem Waschlappen in der Hand aus der Tür, sie wollte wohl sehen, wie groß die Ausbeute ist. Anfangs nahm sie an, ich hätte die Beeren in der Mütze, weil ich sie so behutsam hielt. Aber ich erzählte ihr, wie es uns im Wald ergangen war, von der Kreuzotter, den Him-

beeren und dem Igel. Dann rollte ich den Igel aus der Mütze, und Mutter lachte.

Jetzt wollte Mutter meine Mütze sehen. Sie schaute hinein, und ich merkte gleich: Ein Gewitter zieht auf! Der Waschlappen flog um meine Ohren, mal von rechts, mal von links. Warum wohl? Der Igel hatte sich in meiner neuen Schlappmütze seiner Bedürfnisse entledigt. Eine weitere Strafe folgte. Ich mußte sofort ins Bett, und das am hellen Tage!

Derweil hatte Mutter die Mütze gewaschen und auf den Staketenzaun neben dem Brunnen gehängt. Abends kam Vater nach Hause und entdeckte meine neue Schlappmütze auf dem Zaun — wo der Junge sie doch nur Sonntags aufsetzen durfte. Mutter beschwichtigte Vater und erzählte, was wir beide durchgemacht hätten. Als Vater schon schlief, kam Mutter an mein Bett, um zu sehen, wie es mir ginge.

„Es tut mir leid, mein Junge, daß ich dich doppeltstrafen muß.“

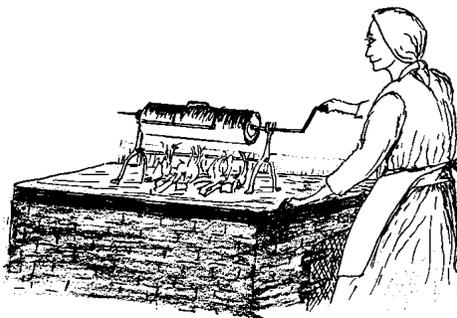
„Ist schon gut Mama, ich habe es ja verdient. Aber du mußt von dem Waschlappen die Knöpfe abschneiden!“

Weg war meine Mutter, aber sie kam mit einem Honigbrot wieder, strich mir über den Kopf und gab mir einen Gutenachtkuß. Ein bewegter Tag aus der Kinderzeit war zu Ende gegangen.

Als die Bohnen zu Hause geröstet wurden

Watt dem eene sien Uhl, is dem andere sien Nachtigall. So war es auch, als mein Mitarbeiter Willy mit einer Rösttrommel in der Hand über den Hof ging. „Wo willst du damit hin“, fragte ich ihn. „In die Gerümpelgrube soll ich das werfen“, erwiderte er treuherzig. „Aber nein, Willy, das geht doch nicht, das ist doch ein Museumsstück. Gib man her, ich trag' sie wieder zurück, wo sie gewesen ist.“

Bei uns war nämlich wieder Entrümpelung, wozu sich Frauen immer entschließen, wenn sie nichts Wichtigeres zu tun haben.



Mal ist die Wäschekommode an der Reihe, mal der Kleiderschrank. Mal wird unten im Keller entrümpelt, mal oben auf dem Dachboden. Entrümpelt muß ja werden. Es werden aber oft voreilig auch noch brauchbare Sachen hinausgeschafft oder Sachen, die volkskundlich von Wert sein könnten, wie hier die Kaffeebohnen-Rösttrommel.

„Oh, das duftet schon nach Kaffee!“ So hört man manchmal sagen, wenn Gäste ins

Haus kommen. Was ist aber der Duft des gebrühten Kaffees gegen den Duft, der das Haus erfüllt, wenn Kaffeebohnen geröstet werden!

„Hier hast 60 Pfennig, lauf zum Laden und bring mir ein Pfund grüne Kaffeebohnen“, sagte meine Mutter. „Und dann mach Feuer auf dem Backofen und bring die Rösttrommel vom Boden!“ Und als das alles geschehen war, schüttete sie die Bohnen in die Trommel, stellte das eiserne Gestell übers Feuer, und als es drinnen zu knistern begann, fing sie an zu drehen. Ab und zu hob sie die Trommel vom Feuer ab, schob den Schieber auf, damit der Dampf entweiche, und schüttelte gut durch. Am Schluß legte sie auch noch einen Teelöffel Butter hinein, wovon die Kaffeebohnen einen Glanz bekamen.

„Warum denn überhaupt noch rösten“, fragte ich, „wo es auch geröstete Bohnen zu kaufen gibt?“ „Nun, die Gerösteten sind ja teurer“, sagte sie. „Und übrigens: Die Trommel ist ein Geschenk, und sowas hält man doch in Ehren!“

So alle Vierteljahr kam auch unser Nachbar. Er ließ sich die Trommel geben und auch eine Metz voll Roggen und röstete den auf gleiche Art. Es war sein Kaffee-Ersatz. Im Sommer machte er sich dafür nützlich. Er war ein alter Mann. Zur Zeit der Kirschenreife saß er tagsüber auf einem Stuhl an unserem Gartenzaun und hatte vor sich ein Brett und einen Knüppel liegen. Und wenn die Stare scharenweise in die Kirschbäume einbrechen wollten, um hier zu plündern, schlug er mit dem Knüppel aufs Brett. Niemand hat ihn dazu aufgefordert, er tat es, um sich nützlich zu machen.

Wie ich mal hörte, legte er von diesem Kaffee-Ersatz auch auf eine Wunde am Fuß, die nicht zuheilen wollte, ob auf Empfehlung oder als Versuch und ob es geholfen hat, ich weiß es nicht. Man sollte aber über solche Heilmethoden nicht lachen, denn Wissenschaftler haben auch im Malz Wirkstoffe entdeckt, die in Labors zu Medikamenten verarbeitet werden.

Daniel Mantwill

Briefe aus der Heimat

Schweineannahme wie zu Exportas-Zeiten

Aus Heydekrug wird geschrieben: „Wenn du dem Staat ein Schwein verkaufen willst, mußt du das erst dem Bürgermeister melden. Der registriert das, und wenn du an der Reihe bist, bekommst du eine Aufforderung zur Ablieferung. Die Schweine werden zur Annahmestelle in Pagrienen gebracht und gewogen. Manchmal gibt es gleich bares Geld auf die Hand. Manchmal muß man auch warten. Von Pagrienen werden die Schweine in die Fleischkombinate nach Memel oder Tauroggen verfrachtet.“

Kirchliches Leben

Aus Kinten wird geschrieben: „In unserer alten Kirche wird heute das Getreide gereinigt. Gottesdienst findet im Gemeindehaus statt. Einen Pfarrer haben wir nicht mehr, aber es kommen Prediger zu uns. Auch die Werdener Kirche wird nicht mehr benutzt. Sie wurde nach dem Krieg als Flachspeicher eingerichtet und brannte dabei aus. Die Werdener gehen zum Gottesdienst in die neue Heydekruger Kirche, in der auch nur Prediger amtieren. Ein richtiger Pfarrer ist jetzt nur noch in Tauroggen vorhanden.“

MARGRET KUHNKE:

Kutscher Kardell

Das Dorf war einer Meinung: Kardell Adomeit sollte verheiratet werden! Daraufhin besahen die Mütter wohlgefällig ihre heiratsfähigen Marjellchens, die Väter grinsten, und die jungen Lorbasse glupschten verquer. Der, den es am meisten anging, wußte am wenigsten davon. Seit Jahren war er „herrschaftlicher Kutscher“ auf dem Gut zwischen Strom und Haff. Er war, was man eine „gute Partie“ nannte, aber leider noch immer Jung-, eigentlich Altgeselle. Im Insthaus hatte er eine schöne Stube, dazu eine kleine Kammer, und sein Gärtchen war sauber gepflegt. Hinter der Laube verströmte in Juninächten blauer Flieder seinen Duft und regte die Nachtigallen und Marjellchen zu schmelzendem Gesang an. Das Winterholz war ordentlich aufgeschichtet, und „Fleißige Lieschen“ verwehrten in üppiger Fülle der Sonne den Einblick durch das Fenster. Alles, wie es sich gehörte — nur die Frau fehlte.

Kardell vermißte sie nicht, denn seine ganze Liebe gehörte den Pferden. Natürlich sah er den strammen Beinen der Marjellchen nach, er tätschelte auch hin und wieder ihren verlängerten drallen Rücken — aber Heiraten? —

„Heiraten? Erbarmster nei“, vertraute er den beiden Trakehner Kutschpferden an und spannte sie vor den Jagdwagen, denn die „Gnäd'ge“ hatte zur Ausfahrt befohlen. Pünktlich und stolz hielt er dann vor dem Gutshaus und konnte nur mit Mühe seine beiden Trakehner zügeln, über deren glänzendes Fell nervöses Zittern spielte.

„Ein schönes Gespann! Pferde und Geschirr in Ordnung, Kardell“, lobte jovial der Gutsherr, „wir können zum Bahnhof loschauen!“

Das Bimmelbähnchen, vor dem die Pferde stets scheuten, fuhr in die große Welt. Kardell hatte sie nie gesehen; seine Welt war das Memelland mit den weiten Kornfeldern, den in der Ferne dunkelnden Wäldern, es war der Strom, auf dem Boydacks geruhig ihren Weg zogen, es war auch der Geruch des Wassers, den der Westwind vom Haff herüberwehte. Wenn die Gutsherrschaft auf dem Bahnhof, der eigentlich keiner war, weil er nur aus einer Wartebude bestand, eingeladen war, fuhr Kutscher Kardell im Trab heimwärts und war so glücklich und zufrieden, wie es nur ein Mensch dieser Ebene sein konnte.

Das Unglück war so ungeheuerlich, daß Schweigen über dem Dörflein lag: August Baltschereit war beim Holzfällen im Wald tödlich verunglückt. Die Dörfler hatte das Schicksal gestreift, es hatte eingegriffen in diese stille, verwunschene kleine Welt. August hatte außer seiner Frau und zwei Kinderchens auch noch seinen Sarg auf der Lucht des Hauses hinterlassen, in dem er durch das dunkle Tor getragen werden wollte. Das ganze Dorf hatte ihm das Geleit zum Kirchhof gegeben. Das Leben ging weiter. Kardell hatte dem Gespann die schwarzen Schabracken abgenommen, und zu Hause wurde August gebührend abgefeiert — ganz wie es sich gehörte.

Jeden Abend ging Witwe Baltschereit mit ihren beiden Kinderchens ihren Mann begeben. Die Dörfler halfen trösten und betuttelten auch die Kleinen, die aber bald lustig auf dem Gutshof spielten und dem

Kutscher Kardell beim Striegeln und Füttern der Pferde halfen. Er gewann sie immer lieber, die beiden Blondköpfe, und vermißte ihr Lachen, wenn sie nicht da waren.

Man flüsterte im Dorf: „Die Baltschereitsche wär' doch ein Frau für unseren Kardell.“

„I, wo wird der“, meinten andere. Der Wunsch, die beiden zu verkuppeln, lief durch das Dorf, und jeder spann und sann wie man sie zusammenbringen könnte.

„So'ne resolute Frau. Das wäre die Rechte“, sagten die Dörfler anerkennend wenn man sie werken sah. Auch der Kutscher begann zu sinnieren und schob seine Piep von einem Mundwinkel zum andern, und was er so rumsinnierte, erzählte er später seinen Pferden im Stall: „Zweispännig fährt sich besser als einspännig, aber vierspännig noch besser.“ Dabei sah er sinnend den beiden kleinen Bowkes der Baltschereitschen nach.

Im Frühling war es soweit, daß sie im Kasten hingen. Wie er ihr seine Liebe erklärt hatte, blieb in Dunkel gehüllt. Am Abend vor der Hochzeit, dem Polterabend, hatte man einen großen Berg Geschirr vor der Hochzeitswohnung zerteppert. „Wie sie uns gern haben“, freute sich Emmchen Baltschereit und half die Scherben, die Glück bringen sollten, wegzubringen. Dann schritt die Braut über den dick mit Tannenzweigen und Kalmus bestreuten Flur und durch die Tannengirlande mit Papierblumen.

Wirb auch Du
einen neuen Leser
für
Dein Heimatblatt

Die kleine, ehrwürdige Kirche war lange vor der Trauung voll. Der Pfarrer predigte doch immer so schön, und der Herr Kantor spielte die Orgel so ergreifend, daß einem rein die Tränen kullerten. Die Braut war bereits in der Sakristei, aber der Bräutigam noch immer nicht zu sehen.

Was keiner wußte: Es herrschte große Aufregung in seiner Stube. Adomeit besaß keinen Gehrock. Sein Freund lieh ihm hilfsbereit den von seiner Hochzeit, der seit 15 Jahren eingemottet im Schrank hing. Was aber dem schwächlichen Freund in dessen Jugend gepaßt hatte, platzte in allen Nähten auf, als Adomeit sich hineinzwängte. Seine Freunde prunzelten das zu, was durchaus ans Tageslicht kommen wollte.

Lähmendes Schweigen breitete sich inzwischen in der Kirche aus. Kopfschüttelnd sah der Pfarrer aus der Sakristei.

„Er wird doch nicht...“ begann man zu flüstern. Plötzlich schallte ein zitterndes Altweiberstimmchen vom Portal her: „Erbarmzich! Sie bringen ihm all! Und gleich vorneweg die beiden Kinderchens!“

Ehrenstander für Ernst Jahn

Am 20. April führte der Segelclub Rhe, der 1855 in Königsberg gegründete älteste deutsche Segelverein, zugleich Patenverein des Memeler Segel-Vereins, im Clubhaus Hamburg-Blankenese, Blankeneser Landstr. 52, seine Jahreshauptversammlung durch. Dr. Wolfgang Scholz, bisheriger erster Vorsitzender, verzichtete auf eine Wiederwahl und wurde zum Ehrenvorsitzenden und Kommodore ernannt. Neuer Vorsitzender wurde Dr. Walter Delius, bisheriger Schatzmeister. Dr. Scholz hat sich durch erneute Sammlung der in alle Welt verstreuten ostpreußischen Segler große Verdienste erworben. In seine Amtszeit fällt die Beteiligung der Clubyacht „Rhe“ an der Atlantikregatta 1968. Krönung seiner Tätigkeit war die Schaffung des eigenen Clubheimes, das vor etwa einem Jahr seiner Bestimmung übergeben wurde und dem Vereinsleben einen weiteren Aufschwung brachte.

Drei verdiente Mitglieder erhielten den Ehrenstander verliehen, unter ihnen auch der Memeler Ernst Jahn.

Der Club hat heute 240 Mitglieder. Er besitzt drei Clubyachten sowie einen Segelschiffen und betreut 30 Eigneryachten. Die kommende Segelsaison berechtigt zu guten Hoffnungen; die Vereinsboote sind fast ausgebucht.

Der Memelländer Johann Bobrowski

„Westermanns Monatshefte“ druckten in einer ihrer letzten Ausgaben das folgende Gedicht von Johannes Bobrowski ab:

WINTERLICHT

In dieser Nacht
lausch ich nach euch, ferne Flüsse,
eurem ersten Eis,
lange. Jenen schmalen
Binsenton hör ich; das Dorf
schläft.

Und der Jägerschrei fuhr
an den Hang auf, schweigendem
Schnee entgegen. O tiefe
Schwärze! Dein Herz
voller Licht!

Sie stellten den Dichter als den „1965 in Berlin verstorbenen Memelländer Johannes Bobrowski“ vor. Das „Winterlicht“ zeige ihm den Weg aus dem Labyrinth der zurückführe zur Kindheit am heimatlichen Strom. Die bekannte Braunschweiger Zeitschrift nennt Bobrowski den „letzten deutschsprechenden Dichter des Ostens“.

MD. Ob Johannes Bobrowski den Rang verdient, den „Westermanns Monatshefte“ ihm zuerkennen, haben wir nicht zu entscheiden. Daß er einem breiten Publikum als Memelländer vorgestellt wird, läßt sich rechtfertigen. Bobrowski wurde am 9. April 1917 als Sohn eines Eisenbahners in Tilsit geboren, wuchs dann angeblich in Memel auf, studierte Kunstgeschichte in Königsberg und Berlin, wurde 1939 Soldat und kehrte zehn Jahre später aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Er starb am 2. September 1965 in Ost-Berlin.

Wir haben hier schon einmal gefragt, wer die Familie Bobrowski aus ihren Memeler Tagen kennt. Es müßten noch zahlreiche Memeler leben, die mit Bobrowski benachbart waren, die mit Johannes oder Hans die gleiche Schule besuchten. Wer hilft uns weiter.

Kleine Heimatmaschau

Ausbau der Aktienbrauerei

Die sowjetische Presse meldet, daß die Memeler Leuchtturmbrauerei, die auf ein Alter von etwa 200 Jahren zurückblicken könne, nunmehr ihren Wiederaufbau abgeschlossen habe. Sie gehöre nun zu den größten und modernsten Betrieben dieser Art im Baltikum. Sie werde nunmehr jährlich 30 Millionen Liter Bier und 8,5 Millionen Liter Mineralwasser ausstoßen.

Da das ehemalige Böhmisches Brauhaus in der Libauer Straße zerstört sein soll, nehmen wir an, daß es sich um einen Ausbau der Aktienbrauerei an der Friedrich-Wilhelm-Straße handelt.

Stapellauf bei Lindenau

Am 22. April lief bei der Lindenauwerft in Kiel-Friedrichsort, früher Memel, der Frachter „Adelheid Wiards“ unter der Baunummer 152 vom Stapel. Es ist das fünfte Schiff dieses Typs, das von der Werft in mehreren Versionen gebaut wird und sich sehr bewährt hat. Als Hauptantrieb ist ein 4450-PS-MAN-Diesel für 16 Knoten vorgesehen. Die Wasserverdrängung bzw. Lade-fähigkeit wird mit 7490/5730 tdw angegeben.

Schlechte Orientierung

Nicht nur Fremde, sondern auch Memeler aus anderen Stadtteilen finden sich in den Neubauvierteln zwischen Steintor und Schmelz nur schlecht zurecht. Die Beschilderung der Straßen und die Numerierung der Häuserblocks lassen noch viel zu wünschen übrig. Zwar kann man durch die Siedlungen mit dem Autobus fahren, weiß dann aber nicht, an welcher Station man auszu-steigen hat. Ist man an einer Haltestelle ausgestiegen, so muß man raten, in welche Richtung man sich begeben soll. Einige wenige Orientierungstafeln liegen so weit auseinander, daß man Glück haben muß, sie zu finden.

In einer Leserschrift der sowjetischen Presse wird vorgeschlagen, in den Bussen und an den Bushaltestellen kleine Übersichtskarten der durchfahrenen Neubauviertel anzubringen. Auch sollte man das Vorbild anderer Städte nachahmen und in den Bussen ein Schema der Streckenführung mit Angabe sämtlicher Haltestellen anbringen.

Wir gratulieren

den Eheleuten Frank und Susanne Petereit, geb. Heitmann, zum Fest der goldenen Hochzeit am 25. April. Beide Eheleute, heute 72 und 68 Jahre alt, stammen aus dem Osten: der Ehemann aus dem Memelland, seine Frau aus Zoppot. Sie mußten Anfang Oktober 1944 ihren 400 Morgen großen Gutshof Birkenhain bei Memel mit der schönen Trakehnerzucht verlassen und trafen nach überstandener Flucht am 2. April 1945 als erster Treck in Glücksburg ein, wo sie heute in der Flensburger Straße 5 ein gepflegtes Eigenheim besitzen. Petereit wurde zunächst von der Bauernschaft mit der Bewirtschaftung dreier verwaister Höfe betreut, bis er im August 1945 mit dem Restbestand von sechs Pferden seiner eigenen Zucht ein Fuhrgeschäft eröffnete. Nach und nach motorisierte er sein Unternehmen und betrieb es bis 1966 als Bahnspeidition. Frau Petereit

begann noch auf alte Tage die Kunstmalerei und fand auf 15 Ausstellungen von Hamburg bis Süddeutschland für ihre Bilder anerkennende Kritiken. Zum Ehrentag am 25. 4. waren Bürgermeister, Pfarrer, Vertreter der Vertriebenenorganisationen und viele Freunde und Bekannte erschienen. Stundenlang ging der Empfang, und am Abend gab es die hübsche örtliche Sitte, daß alle Nachbarhäuser den Petereits Kerzen ins Fenster stellten. Wir schließen uns allen guten Wünschen, wenn leider auch mit einiger Verspätung, an.

dem Kaufmann Ernst Scharffetter, früher Memel, Friedrich-Wilhelm-Straße 19/20, jetzt in 2059 Büchen, zum 85. Geburtstag am 27. Juni. Der Jubilar, Seniorchef des ältesten und größten Memeler Kaufhauses F. Laß & Co., 1. Vorsitzender des Memeler Segel-Vereins und Inhaber zahlreicher Ehrenämter, fing nach gelungener Flucht im Kreise Lauenburg als Kaufmann nochmals von vorne an und gab erst vor fünf Jahren sein Geschäft in Büchen in befreundete Hände ab.



Auch in der neuen Umgebung konnte er sich rasch einen großen Bekannten- und Freundeskreis schaffen. Mit 73 Jahren wurde er Schützenkönig, er hat seine Skatrunde und verbringt seine liebsten Stunden im eigenen Garten. Wir wünschen ihm weiterhin alles Gute, vor allem Zufriedenheit und Gesundheit wie bisher.

Frau Lisbeth Henning, früher Memel, Hermann-Göring-Str., Blumengeschäft, jetzt in 311 Uelzen, Vareniusweg 11, zum 80. Geburtstag am 12. Mai noch nachträglich.

... zur Beförderung des Bundesposthauptschaffners Max Bajohr, früher Postamt Laugßargen, jetzt beim Postamt 524 Betzdorf (wohnhaft Burgstraße 57), zum Bundespostbetriebsassistenten ab 1. 3.

Vor 30 Jahren

Pogegen sollte Müttererholungsheim erhalten

Noch wollte es keiner so ganz wahrhaben, aber am 15. August 1940 war es soweit. Die große Kommission mit Landrat Dr. Brix an der Spitze fuhr in Pogegen vor dem Bürgermeisteramt vor, und der Zweckverband Po-



Ein Haus in der Alexanderstraße

Die Alexanderstraße mit der Lindenallee war wohl Memels schönste Straße, auch was die dort befindlichen Häuser betraf. Unser Bild zeigt das Anwesen Alexanderstraße 4 auf der südlichen Straßenseite westlich des Postamtes, dessen Turm hinter den Linden zu erkennen ist. Das Haus wurde 1820 nach „englischem Reiß“ durch die aus England stammende Kaufmannsfamilie Muttray erbaut und hat eine Grundfläche von 24×12 Metern. Das ganze Grundstück war 4000 Quadratmeter groß und hatte eine Straßenfront von 50 Metern. Es befand sich noch 1859 im Besitz der Familie Muttray. Später ging es in den Besitz des Konsuls und Justizrates Scharffenorth über, der 1902 sowie 1904 bis 1908 dort wohnte. Nach seinem Tode vermietete die Witwe Räumlichkeiten an Rechtsanwalt und Notar Heygster sowie an Rechtsanwalt G. Stein. Auch ein Kaufmann Lohmann hatte hier sein Büro.

Aufn.: Chr. Pfrommer

gegen-Rombinus wurde ins Leben gerufen. Dieser Zweckverband sah vor, daß zwei große Müttererholungsheime, das erste im Baubelner Wald, das zweite auf dem Rombinus errichtet werden sollten. Verwaltungsgelände und Unterkünfte für das Personal sollten in Pogegen stehen. Der Müttererholungsdienst, deren Vorsitzende Gertrud Sandau, Dr. Albernethi und Medizinalrat Dr. Hiltmann waren, hatten sich für dieses Projekt so eingesetzt, daß auch die NSV-Stelle „Mutter und Kind“ einen Betrag von 570 000 RM zur Verfügung stellte. Gymnastikräume sowie ein Hallenschwimmbad waren eingeplant. Auch bei schlechtem Wetter sollte man hier etwas für seine Gesundheit tun können. Die Leiterin des Memelländischen Frauenvereins in Pogegen Wiebke Brust war Lehrerin an der landwirtschaftlichen Realschule in Pogegen, stellte aber ihre ganze Freizeit in den Dienst dieses Projekts. Nach dem Willen des Landrats sollten nicht nur Frauen aus Ostpreußen hier Erholung finden, sondern aus dem gesamten Reich. Der Beauftragte des Oberpräsidenten, Rega, sprach sich sehr anerkennend über die Aufbauarbeit aus und versprach, alles daranzusetzen, daß der Austausch von erfahrenem Personal im jährlichen Abstand vorgenommen werden sollte. Der wissenschaftliche Fortschritt der Medizin sollte auch jenen Müttern zugute kommen, die mangels Einkommen nicht jene Sanatorien aufsuchen konnten, die zu ihrer Genesung nötig waren. Durch Spiel, Sport und Gesang sollte Freude und Erholung geschaffen werden. Beide Gegenden, Pogegen und Rombinus, waren als Luftkurorte amtlich anerkannt.

R. B.

Über 65 000 Auskünfte in einem Jahr Aus der Arbeit der Heimatortskartei in Lübeck

In Lübeck (Postfach 1836) befindet sich die Heimatortskartei für Ostpreußen und das Memelland. Sie hat 2 356 614 Deutsche erfaßt, die zwischen 1939 und 1945 in der Heimat lebten oder noch dort ansässig sind. Daß die Arbeit des Kirchlichen Suchdienstes auch heute noch notwendig ist, geht aus einigen Zahlen des vergangenen Jahres hervor. Es wurden 1746 Suchanträge nach Angehörigen gestellt, von denen 532 erstmalig registriert werden konnten. 5320 Suchfälle konnten abgeschlossen werden. So erfreulich diese Zahl auch ist – noch immer sind 148 523 Suchaufträge aus unserem Heimatraum unerledigt. Die Zahl der Schicksalsklärungen konnte gegenüber 1970 wieder erhöht werden, und wenn es sich auch nur um die Bestätigung des Todes handelte.

Für die große Bedeutung der Heimatortskartei spricht, daß sie 65 756 Auskünfte in Versorgungs-, Renten-, Lastenausgleichs-, Personenstands- und ähnlichen Angelegenheiten erteilte, übrigens je zur Hälfte an Behörden und Privatpersonen.

In Lübeck befindet sich eine alphabetische Namenskartei von jeder Gemeinde. Städte wie Memel haben eine nach Straßen und Häusern geordnete Sonderkartei, so daß hier so etwas wie ein Einwohnermeldeamt der Vertriebenen entstanden ist. Damit diese Kartei auch ständig auf dem laufenden bleibt, werden sämtliche Umzugsmeldungen aus der Bundesrepublik ausgewertet, im letzten Jahr waren es fast 30 000, bei denen 140 Personen gefunden wurden, die von ihren Angehörigen gesucht werden.

Das geht Alle an!

Pakete in die Zone

Pakete und Päckchen an Zonenbewohner werden nach Angaben des Wirtschafts- und Finanzministeriums in Bonn auch künftig in der Bundesrepublik nur in Ausnahmefällen steuerlich berücksichtigt, wenn sie nicht an Verwandte geschickt werden. Für jedes Päckchen an Verwandte können 20 Mark, für jedes Paket 30 Mark steuerlich abgesetzt werden.

Auch die Entschädigungsrente wird verbessert

Die Einführung des Sozialzuschlages zur Unterhaltshilfe durch das 4. Unterhaltshilfe-Anpassungsgesetz wird, was bisher unbeachtet blieb, auch auf die Entschädigungsrente Auswirkungen haben. Um den Sozialzuschlag (30 DM für den Berechtigten bzw. 45 DM für den Ehegatten) wird ganz allgemein, also auch bei Nichtberechtigung für den Sozialzuschlag, die Obergrenze und die Einkommenshöchstgrenze der Entschädigungsrente erhöht.

Umstellung der Unterhaltshilfe zum 1. Juni

Das Bundesausgleichsamt gab bekannt, daß die Umstellung der Unterhaltshilfen des Lastenausgleichs auf die neuen Sätze des 4. Unterhaltshilfe-Anpassungsgesetzes zum 1. Juni 1972 erfolgen wird. Mit der Umrechnung verbunden ist die Anrechnung der Sozialversicherungsrenten auf der Grundlage des 14. Rentenanpassungsgesetzes und der Kriegsoferrenten auf der Grundlage des 3. Anpassungsgesetzes KOV. Da die Erhöhung der Unterhaltshilfe auf den 1. Januar 1972 erfolgte, werden am 1. Juni Nachzahlungen für fünf Monate geleistet werden.

Steuervorteile der Vertriebenen bleiben

Der Referentenentwurf für das neue Einkommensteuergesetz 1974 sieht vor, daß alle drei Sonderbegünstigungen der Vertriebenen fast unverändert aufrechterhalten bleiben sollen. Es handelt sich um die §§ 7 e (Zusatzabschreibungen bei Betriebsgebäuden), 10 a (Begünstigung des nicht entnommenen Gewinns) und 33 a (Hausratwiederbeschaffungs-Pauschale). Es ist beachtenswert, daß sich das Bundesinnenministerium gegen erhebliche Widerstände anderer Bundesressorts durchsetzen konnte.

Keine Übersetzungskosten bei Rentenanträgen für Aussiedler

Der Niedersächsische Minister für Bundesangelegenheiten gibt bekannt, daß Aussiedler bei Rentenanträgen usw. fremdsprachliche Unterlagen nicht in Übersetzungen vorlegen müssen. Die Landesversicherungsanstalt Hannover und die Ausgleichsämter in Niedersachsen nehmen Unterlagen im Original, in beglaubigter Abschrift oder in beglaubigten Fotokopien entgegen. Diese Behörden nehmen eventuell erforderliche Übersetzungen selbst vor.

Auch bei den Arbeitsämtern ist nach Auskunft des Landesarbeitsamtes die Vorlage von Übersetzungen für die dort eingereichten Unterlagen, wie Arbeitsbescheinigungen usw., nicht erforderlich.

Für alle anderen Fälle sind die Stadt- und Kreisflüchtlingsämter vom Niedersächsischen Minister für Bundesangelegenheiten, Herbert Hellmann, angewiesen worden, den Aussiedlern unnötige und ungerechtfertigte Über-

setzungskosten zu ersparen. Sofern diesen Behörden, sowie anderen oben nicht genannten Dienststellen, eigene Übersetzungsmöglichkeiten nicht zur Verfügung stehen, sollten die Aussiedler darauf hingewiesen werden, daß sie auch Übersetzungen durch amtliche Dolmetscher und Übersetzer ausführen lassen können. Hierüber liegt bei jedem Amtsgericht ein Verzeichnis aus.

Die Gebühren für diese Übersetzer berechnen sich nach § 17 des Gesetzes über die Entschädigung von Zeugen und Sachverständigen vom 1. 10. 1969.

Kostenlose Sprachkurse für Aussiedler

In Bamberg ist beispielhaft für die Bundesrepublik Deutschland durch die Bundesanstalt für Arbeit die Möglichkeit zum kostenlosen Besuch von Sprachkursen für Aussiedler geschaffen worden. Die Finanzierung einschließlich der Gewährung eines Unterhaltsgeldes, auch für unterhaltsberechtigter Angehöriger, erfolgt nach den Bestimmungen des Arbeitsförderungsgesetzes. Im Unterrichtsplan sind 20 Sprachstunden pro Woche vorgesehen, in der unterrichtsfreien Zeit können die Kursteilnehmer durch Benutzung von Tonbandgeräten eigene Sprachstudien betreiben. Die Kursteilnehmer, vorwiegend Angehörige von Angestelltenberufen, reisen während der halbjährigen Laufzeit des Sprachkurses täglich nach Bamberg oder sind internatsmäßig untergebracht. Offizieller Träger des Sprachkurses – **Euro Sprachschule Bamberg, Schützenallee 27** – ist die Deutsche Angestelltengewerkschaft (DAG). Die auswärtigen Teilnehmer werden im katholischen Otto-Heim in Bamberg untergebracht. Die Anmeldungen müssen beim örtlichen Arbeitsamt erfolgen und werden aus allen Bundesländern angenommen. Hauptinteressenten sind die Aussiedler im Alter von 20 bis 35 Jahren, weil erfahrungsgemäß die Generation um die vierzig herum noch über gute Sprachkenntnisse verfügt.

Aus den Memellandgruppen

Frauengruppe Hamburg

Am 10. Juni hat die Frauengruppe der Arbeitsgemeinschaft der Memelkreise ihr 10jähriges Bestehen. Sie wurde aus verschiedenen Anlässen gegründet. Der Austausch von Erinnerungen an die Heimat sollte wachgehalten werden und weiter sollte sie für viele einsame Frauen eine Anregung und Unterhaltung sein. Frau Isermann Frau Baurat Klein †, Frau Springer, Frau Brokhoff und die jetzige Gruppenleiterin Frau Gertrud Voss, hatten sich sehr dafür eingesetzt und so ist die Gruppe entstanden. Der Vorstand besteht seit zehn Jahren aus folgenden Mitgliedern: Leiterin Frau Gertrud Voss, Schriftführerin Frau Meta Meyer, Kassiererin Frau Erna Elbe. Am Anfang war es nur ein kleiner Kreis, der sich alle vier Wochen im „Felddeck“ traf. Doch nun hat er sich sehr erweitert und vergrößert zur Freude aller. Er ist ein sehr reger Kreis, da die meisten Frauen immer wieder bereit sind, durch Vorträge, Gedichte und Geschichten die Zusammenkünfte abwechslungsreich und unterhaltend zu gestalten. Gerne möchten wir eine große Beteiligung zu unserem 10jährigen Bestehen haben und bitten darum um das Erscheinen aller.

Frau Meta Meyer

Unsere Heimat heute – in Dortmund

Am 22. April fand in der Gaststätte „Haus Hütte“ die Jahreshauptversammlung der Memellandgruppe Dortmund statt – diesmal ohne Neuwahlen. Der Vorsitzende Erich Toleikis (46 DO-Mengede, Worderfeld 5) begrüßte Mitglieder und Gäste, insbesondere den Iserlohn-Vorsitzenden Wilhelm Käkies mit Frau sowie Fraulein Waltermann, die ihre Blockflöte mitgebracht hatte. Zu ihrer Begleitung sangen die Landsleute einige Heimatlieder. Erich Toleikis gab den Geschäftsbericht und ermahnte die Mitglieder, der Gruppe die Treue zu halten. Käkies sprach über seine Erfahrungen in der Gruppenarbeit. Dann führte der Vorsitzende eine Dia-Serie „Unsere Heimat heute“ vor, die großes Interesse und lebhaften Beifall fand. In angeregter Unterhaltung saßen die Anwesenden noch einige Stunden gemütlich beisammen.



Schlagfertig

Die Haushaltsperte hatte gewechselt. Die „Neue“ fragte mich als kleinstes Mitglied der Familie nach dem Namen. Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen, denn das scheidende Hausmädchen hatte sie mit mir einstudiert: „Ich heiße Betty, bin drei Jahre alt und unverheiratet.“ **bl.**

Einleuchtend

Kinder nöhlen gern beim Essen. Da wird im Teller gerührt und gerührt, und es scheint immer mehr zu werden. Dabei gehört so ein kleiner Suppenkasper schon längst ins Bett.

Daran schien auch die kleine Annette gedacht zu haben, die mit ihrer Tante zu uns zu Besuch gekommen war.

„Na, Annettchen, was hast du denn auf der Reise gesehen?“

„Kühe - aber manche hatten eine Glocke um den Hals!“

„Ja - warum denn eine Glocke?“

„Na, damit sie beim Fressen nicht einschlafen!“ **bl.**

Namenlose suchen ihre Familien

34 junge Menschen, heute fast alle um die dreißig, suchen 27 Jahre nach Kriegsende noch immer nach ihren Eltern, Geschwistern oder anderen Angehörigen. Sie wissen zum Teil nicht einmal, wie sie heißen, sie kennen nicht ihren Geburtsort. Allein aus der Tatsache, daß sich ein Mädchen an Ausdrücke wie „Muttmchen“ und „Flinsen“ erinnert, kann man schließen, daß es evtl. aus Ostpreußen oder dem Memelland stammt. Das Deutsche Rote Kreuz - Suchdienst Hamburg - hat jetzt die Bildfolgen 38 und 39 mit den Porträts der 34 Namenlosen als Plakate

veröffentlicht. Bald werden sie auf Bahnhöfen, in den DRK-Kreisstellen und anderweitig aufgehängt werden. Wir bitten unsere Leser, auf diese Plakate zu achten, die Texte sorgfältig zu lesen und zu überdenken und Hinweise zu geben, wenn sie glauben, etwas zur Aufklärung der Fälle tun zu können. Auch wer nicht selbst betroffen ist, kann sich plötzlich an die Mutter erinnern, die ihr krankes Kind auf der Flucht in ein Krankenhaus einliefern mußte, weiß vielleicht sogar, wo sie geblieben ist. Auf Bildplakat 37 wurden 16 namenlose junge Leute gezeigt, von denen zwei bereits ihre Familien gefunden haben.



Bei allen Heimattreffen wirb für Dein „MEMELER DAMPFBOOT“

Großtreffen in Hannover

Das Großtreffen der Memelländer in Hannover findet am **Sonntag, dem 2. Juli**, wie alljährlich in den **Casino-Festsälen, Kurt-Schumacher-Str. 23** (zwischen Hauptbahnhof und Steintor) statt. Das Casino ist ab 9 Uhr geöffnet, die Feierstunde findet um 11.30 Uhr statt. Es singt der BdV-Chor Hannover-Stadt unter Leitung seines Dirigenten Kantor Winfried Schmidt. - Mittagessen unten im Restaurant. - Ende der Veranstaltung 19 Uhr.

Wie in jedem Jahre werden für auswärtige Besucher Privatquartiere zur Verfügung gestellt. Es wird um rechtzeitige Anmeldung gebeten bei der Geschäftsstelle **Gerlach, 3 Hannover, Goebenstraße 42, Telefon 62 04 71.** **Der Vorstand**

Bielefeld: Unsere diesjährige Sommerfahrt findet am **18. Juni** statt. Wir treffen uns zu einer „Fahrt ins Grüne“ um 9 Uhr am Kesselbrink (Restetruhe) in Bielefeld. Zustiegmöglichkeit in Brackwede, Quelle, Steinhagen und Halle. Wir haben vor, wie alle Jahre ein Picknick zur Mittagszeit zu machen. Es besteht aber auch die Möglichkeit in einer Gaststätte zu essen. Für unsere Kinder wird diese Sommerfahrt besonders interessant sein! Bitte melden Sie Ihre

Teilnahme möglichst umgehend bei einer der nachstehenden Ruf-Nummern an: 0521 - 7 35 45 oder 0521 - 7 19 66 oder 05428 - 506. Der Fahrpreis beträgt pro Person 6 DM. In diesem Preis ist der Nachmittagskaffee und Kuchen eingeschlossen. Wir hoffen, daß wir einige recht fröhliche Stunden miteinander haben werden.

Der Vorstand

Lübeck: Am **Sonnabend, dem 27. Mai**, findet im Haus „Deutscher Osten“, im kleinen Saal, um **16.30 Uhr** unsere **Jahreshauptversammlung** statt. Alle Landsleute sind sehr herzlich dazu eingeladen. Bei einer gemeinsamen Kaffeetafel sollen die fälligen Neuwahlen erfolgen. Zu dieser wichtigen Versammlung bitten wir um möglichst zahlreiches Erscheinen. Gleichzeitig wollen wir diesen Tag zu einem kleinen gemütlichen Beisammensein benutzen. **Der Vorstand**

Lübeck: Für den **10. Juni** ist ein gemeinsamer Ausflug nach dem schönen **Malente** in der Holsteinischen Schweiz geplant, den wir gleichzeitig mit der sehr beliebten **Fünf-Seen-Fahrt** verbinden wollen. Die Abfahrt von Lübeck erfolgt um **14 Uhr ab ZOB-Bahnhof**. Folgende weitere Haltepunkte sind festgelegt: Kaufhof-Brandenbaum, Bushaltestelle Siems, Roter Hahn-Kücknitz, Strandbahnhof-Travemünde. Dann geht es weiter über die schöne Bäderstraße bis Fegetasche bei Plön. Von dort erfolgt die Abfahrt zur Fünf-Seen-Fahrt. Ankunft in Malente etwa um 17 Uhr. Dort treffen wir uns mit unseren Landsleuten zu einer gemeinsamen Kaffeetafel. Herr Dr. **Schützler**, der die dortige Gruppe leitet, wird uns als Hausherr begrüßen. Die Rückfahrt ist um 19 Uhr geplant. Der Preis für die Busfahrt und Teilnahme an der Fünf-Seen-Fahrt richtet sich nach der Teilnehmerzahl und wird ca. 8 - 10 DM betragen. Zu diesem sehr netten Ausflug hoffen wir auf recht zahlreiche Teilnahme. Zum Gelingen ist es aber **unbedingt erforderlich**, uns bis zum **25. Mai, spätestens aber am Tage der Jahreshauptversammlung, also dem 27. 5.,** verbindlich Ihre Meldungen mit Angabe der Personenzahl abzugeben, und zwar an unsere Schriftführerin Frau **Käthe Sudermann, 24 Lübeck, Knud-Rasmussen-Str. 28.**

Der Vorstand

Memeler Dampfboot

Die HEIMATZEITUNG ALLER MEMELLÄNDER

Herausgeber, Verlag und Druck: Buchdruckerei **F. W. Siebert, Zeitungs- und Buchverlag, 29 Oldenburg, Ostlandstr. 14, Tel. 0441 - 3 31 70.** Schriftleitung **F. W. Siebert**, unter Mitarbeit von **H. A. Kurschat**. - Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlags und der Schriftleitung. - Einsendungen nur an den Verlag erbeten. - Abbestellungen können nur jeweils **3 Monate im voraus schriftlich** beim Verlag erfolgen. Abbestellungen durch die Post haben für uns keine Rechtswirksamkeit. - Bankverbindung: Landessparkasse zu Oldenburg, Konto-Nr. 416 214; Oldenburgische Landesbank AG, Konto-Nr. 77 174; Postcheckkonto: **F. W. Siebert, Hannover 1175 38.** - Bezug nur durch alle Postanstalten. - Vierteljährlicher Bezugspreis **4,80 DM.**

Wir freuen uns über die Geburt unseres ersten Kindes

HANNO

**Renate Lietz, geb. Fries
Dr. Manfred Lietz**

10. April 1972

**CH 8116 Würenlos
Taunerwiesenweg 395**

Wo fehlt eine?
Bei uns alle Schreibmaschinen.
Riesenauswahl, stets Sonderposten. - **Kein Risiko, da Umtauschrecht - Kleine Raten. Fordern Sie Gratiskatalog 835 A**
NÖTHEL Deutschlands großes Büromaschinenhaus
A. G. - M. Z. H.
34 GÖTTINGEN, Postfach 601

* Familienanzeigen *
* in unserer Heimatzeitung *
* finden weiteste Verbreitung. *

Urlaub an der Ostsee
(Naturstrand) ohne Kurtaxe
In den Monaten Mai, Juni u. September habe ich noch Zimmer frei. Pro Person einschl. Frühst. 8,- DM.
GERDA BERTMANN
2331 Kl. Waabs-Strandbek, Kr. Rendsb.-Eckernförde
Tel. 0 43 52 / 2 92

Ihre Anzeigentexte senden Sie uns bitte stets in gut lesbarer Schrift ein, da wir sonst für die richtige Wiedergabe des Wortlauts nicht garantieren können.

Fern der Heimat entschlief nach einem erfüllten Leben unser lieber Vater, Schwiegervater, Groß- und Urgroßvater

Oskar Meyer

Schuhmachermeister

geb. 26. 6. 1882 gest. 5. 4. 1972

In Dankbarkeit

Fritz Meyer u. Familie, Brevörde/Oberweser

Bertel Jacobi, geb. Meyer, **u. Familie**, Darmstadt

Ernst Meyer u. Familie, Hannover

Gustel Waldschmidt, geb. Meyer, **u. Familie**, Wixhausen b. Darmstadt

Elisabeth Kindler, geb. Meyer **u. Familie**, Hamburg

10 Enkel und 4 Urenkel

6101 Wixhausen, Goethestr. 44 a
früher Heydekrug/Memelland

Am 5. Mai 1972 entschlief nach langem Leiden, fern ihrer geliebten Heimat, unsere liebe Mutter, Oma und Uroma

Gertrud Maria Schidlowsky

geb. Schidlowsky

geb. am 20. 1. 1890

In stiller Trauer

Hella Steppat, geb. Schidlowsky

Walter Schidlowsky

alle Enkel und Urenkel

7417 Urach, Am Kälberburren 6
früher Heydekrug, Stockmannstr. 5

Nach längerer Krankheit, jedoch unerwartet, entschlief heute meine liebe Schwester, unsere liebe Schwägerin, Cousine Tante und Großtante

Margarete Köster

geb. le Coutre

geb. am 12. 8. 1885 in Memel, Töpferstr. 6

In tiefer Trauer

im Namen aller Angehörigen

Bruno le Coutre

Preetz, den 27. April 1972, Wilhelm-Raabe-Str. 55

Die Trauerfeier fand am Mittwoch, dem 3. Mai 1972, um 13 Uhr in der Friedhofskapelle Preetz statt.



Paula Doligkeit

* 31. Dezember 1901 † 10. April 1972

Im Namen aller Angehörigen

Erna Sekatzek, geb. Doligkeit

Lübeck, Quellenhof
4401 Roxel, Drosselweg 2

Suchanzeige

Ich suche alte **Ansichtskarten aus der Heimat** mit Poststempeln von Immersatt und Königl. Schmelz. Welcher Heimatfreund kann mir helfen.

WILHELM KANTER
X 1408 Liebenwalde,
Zehdenicker Str. 11

3-Zimmer-Wohnung

mit Bad und Küche, Neubau, im Raum Paderborn an ruhiges Ehepaar aus der Heimat **sofort zu vermieten.**

ANNA PUSCHMYS
4791 Benhausen 189
Tel. 0 52 52 / 53 64

Nach kurzer Krankheit, plötzlich und unerwartet, entschlief am 22. März 1972 mein lieber Mann, unser guter Vater und Großvater

Martin Kupschus

im Alter von 78 Jahren.

In stiller Trauer

im Namen aller Hinterbliebenen

Eva Kupschus, geb. Rugullis

Soderstorf

früher Darzeppeln, Kr. Memel

Die Beerdigung fand am 25 März 1972 in Toštedt, Kr. Harburg, statt.

Müh' und Arbeit war Dein Leben,
Ruhe hat Dir Gott gegeben.



Maria Waldzus

geb. Naujoks

* 16. 3. 1893 † 17. 4. 1972

ist in die ewige Ruhe eingegangen.

In stiller Trauer

im Namen der Angehörigen

Familie Roland Swars

4401 Sendenhorst
früher Heydekrug/Memelland

Lit. Psalmenbuch

zur Melodiensammlung sucht zu kaufen

Dietschmann, 2833 Harpstedt
Logestr. 9, Bez. Bremen

Wir trauern um unseren lieben Bruder und Onkel

Martin Tidek

geb. 15. 7. 1877

in Bommelsvitte/Memel

gest. 14. 4. 1972

im Altenheim Kirchberg a. d. Jagst

Heinrich Tidek und Angehörige

237 Büdelsdorf, Agnes-Miegel-Str. 9

Marie Plennis, geb. Tidecks,
und Angehörige

219 Cuxhaven, Friedrichstr. 36

SPEZIALKLINIK FÜR ZELLTHERAPIE

Reine natürliche Zellen. Keine Extrakte, original
nach **PROFESSOR NIEHANS**

Erfolgsversprechend bei Altersbeschwerden, Durchblutungsstörungen, Herz- und Arteriosklerose, Alterszuckerkrankheit, Stoffwechselkrankheiten wie auch bei Mongoloismus und spast. Kinderlähmung usw.

Ärztliche Leitung. Schriftliche Anmeldung erbeten.
605 Offenbach/M., Frankfurter Str. 110, Tel. (06 11) 88 67 66 — 88 34 24